Morgen

Wochenschrift für deutsche Kultur, begründet und herausgegeben von Werner Sombart: Kulturphilosophie / Richard Strauß: Musik / Georg Brandes: Literatur / Richard Muther: Kunst / Hugo von Hofmannsthal: Lyrik

Nummer 5 | Abonnement vierteljährlich 6 Mark Preis der einzelnen Nummer 50 Pfg. | 12. Juli 1907

Zur Philosophie der Revolution.

Von David Koigen.

II.

Der Mythos der Revolution.

Nach zwei Seiten hin wollen wir das revolutionäre Princip betrachten: nach der rein metaphysischen, um seines Geburtsortes gewahr zu werden, und dann nach der Richtung des sozialen Lebens, innerhalb des kulturellen Productionsprozesses, wo es das geschichtlich Gewordene in Frage stellt, ganze Völker und einzelne Volksschichten in Aufruhr versetzt und selbst dem Feigen den Mut verschafft.

Wie jedes Bildungsprincip des Kulturaktes, so weist auch das revolutionäre auf einen weltgeschichtlichen Mythos hin, aus dem die Menschenphantasie ihn hervorgehen ließ. Die Prometheus-Sage ist die große, vielsagende Legende, die im Mittelpunkte des dialektischen, herausfordernden und Polarität schaffenden Willens steht. Eines Tages wacht Prometheus auf und will nun die Welt anders haben, als diese von ‚Natur' und ‚Gewissen' gebildet wird. Gegen den „natürlichen Gang der Dinge", sowie gegen die konservierende Sitte, gegen Alles, was sich zu genügen und zu behaupten sucht! — lautet das Losungswort des Prometheus. Prometheus zeigt kein Mitleid mit den mühsam entstandenen Verfassungen und Ordnungen in der Zeit. Er wünscht sie sich vielmehr zum Gegner, an ihrer Zähigkeit und Sprödigkeit will er seine Kraft messen. Und seinem Verlangen schwebt kein eigennütziges, positives Ziel vor Augen. Lediglich die Vorstellung davon, daß es anders werden könnte, macht das letzte Motiv seiner Handlung und Gesinnung aus. Daß er einen Gegner, einen Gegenpol haben muß, um überhaupt bestehen zu können, — will er nicht gestehen. Vielmehr werde er von der Liebe zum Werden als solchem in Kriegsstimmung versetzt.

In seiner abstrakten Reinheit mündet also das dialektisch-revolutionäre Princip in das Nichts hinein, das jenseits der weltlichen Ordnungen haust, und aus dem Nichts ist es geboren. Mit keiner Stufe der Welt- und Kulturentwickelung vermag es sich zufrieden zu geben. Setzt doch jede weltliche Verfassung und Organisation begrenzte Aeußerungen bestimmter Richtung voraus, bedeutet sie doch Friede mit dem Gegebenen und vor allem eine Absage an neue Möglichkeiten, an den Willen zum Verwegenen, zum Hinaufdringen, zur Rebellion schlechthin. So neigt seinem innersten Wesen nach das revolutionäre Vermögen in uns und in der Weltentwickelung zum radikalen Atheismus und Nihilismus; es nimmt den Kampf

mit Gott und Welt auf, wird aber dadurch zu dem am tiefsten liegenden, nach allen Seiten selbständigen Schöpfungs- und Umwandlungstrieb. Lediglich der Prozeß der umwälzenden Tätigkeit, ohne Rücksicht auf Haben, Sein und Zusammensein, Rausch und Pathos der ungebundenen, uneigennützigen Tat habe nun die immer fragende Stimme des Nichts verstummen zu lassen.

Hier berührt sich der revolutionär gerichtete Wille mit dem Offenbarungsglauben, der ja auch des Sichtbaren und Gegebenen spottet und das Wunder an Stelle der Gesetzesordnung gelten läßt. Und in der Tat stellt die Erscheinung der Offenbarung ein innerlich-geistiges Correlat zum revolutionären Princip dar. Beide dünken sich voraussetzungslos, beide gebrauchen im Grunde zu ihrer Manifestierung keiner „Sakramente", d. h. keiner äußerlich-fremder Begebenheiten und Mächte. Voraussetzungslose Erkenntnis, voraussetzungsloses Streben, rücksichtsloses, weil ja auch voraussetzungsloses Hinaufdrängen, gesetzeslose Freiheit, vollkommene Stillung des Durstes nach dem Da-Sein, — all diese Worte drücken nun von verschiedenen Seiten den Anfangspunkt des revolutionären, frei-schöpferischen Vermögens aus, wo sich Tat, Glaube und Wissenschaft als solche begegnen. Von hier aus nehmen auch alle diese drei Betätigungsorgane der sozusagen absoluten Freiheit ihren Lebenslauf. Die freie Tat, der freie Glaube und die freie Wissenschaft sind also an sich, was ja auch sonderbar scheinen mag, „atheistisch", gegenweltlich, rebellisch. Sich dem Gegebenen, wie es ist, wie es sich momentan darbietet, hinzugeben, kommt ihnen allen als grobe Götzendienerei vor. Die Tat, der Glaube, die Wissenschaft, jede dieser Willensmächte auf ihrem Gebiete und mit den ihnen zu Gebote stehenden Mitteln dringen zum Anders-werden, suchen am Ende das Gegebene aller Qualitäten, aller Individuation und Bestimmtheit zu entkleiden, um sich so einmal der Identität, der Totalität und so auch — des Nichts zu bemächtigen. Sie wollen niemandem was schuldig bleiben und dünken sich im Grunde gottähnlich. Die Offenbarungsreligionen lehren demgemäß auch immer eine Gottmenschlichkeit oder sehen gar über die Existenz Gottes hinweg.

Die eigentliche Geburtsstätte des revolutionären Mythos ist das alte Indien. Der griechische Prometheus stellt schon mehr eine Synthese zwischen dem indo-germanischen Bewußtsein und der naturalistisch-aristokratischen Kultur des Homer dar. Im alten Indien unternahm es das revolutionär-‚atheistische' Bewußtsein, derartig ins Reine mit dem Gegebenen, mit seinen Erscheinungen des Lebens, der Krankheit und des Todes zu kommen, daß es am Ende zum eigenen Ausgangspunkt, zum Nichts (‚Nirvana') gelangte. Das indo-germanische Bewußtsein lehnte sich da gegen die Ordnungen der Dinge und des Lebens auf, und in seiner Eigenschaft als nur-revolutionäres Bewußtsein vermochte es keine neue Weltordnung aufzurichten; es sank in die Nacht des Nichts zurück. Denn der revolutionäre Wille, was bei der Betrachtung sozialer Revolutionen mit besonderer Klarheit hervortritt, ist an sich blind, und er vermag infolgedessen weniger als irgend eine andere Willensposition des Menschen aus sich heraus den Kulturakt zu konstituieren, geschweige denn zu erschöpfen. Dafür birgt das revolutionäre Princip in sich das tragisch-erhebende Moment, das durch die Vorstellung einer absoluten, voraussetzungslosen Freiheit, durch das Hin- und Herwogen vom Nichts zum Nichts und vor allem durch den Prozeß der umwälzenden Tätigkeit gefördert wird. Die Tragödie des kampfmäßigen, von Polaritäten und Spannungen erfüllten umwandelnden Werdens verleiht ihm allein Sinn und Bedeutung. Der großstilige Zug

der Revolution an sich und ihres Fürsprechers, des Titanen Prometheus, besteht gerade darin, daß er, trotz principieller Verschmähung aller zeitlichen Ordnungen, gewillt ist, den Kampf aufzunehmen und sich an der Widerstandskraft der Welten zu messen. Das revolutionäre Princip stellt sich so als die eigentliche Seele aller Tragödie und tragischer Schöpfung heraus. Andererseits verspüren wir in jedem geistigen, politischen und gewerbsmäßigen Schaffen einen Hauch von der tragischen Ueberwindung der Revolution. Und so müßte auch die „Geburt der Tragödie", die Nietzsche an die Duplizität des Apollinischen und des Dionysischen gebunden hat, etwas tiefer gesucht werden. Indien, und nicht Griechenland, ist die Heimat des Tragischen. Und die tragische Kunst scheint nur als Spezialfall des revolutionären Verwandlungsprincips, das ja jedem Kulturakt, jeder Lebensrichtung in dieser oder jener Form inne wohnt, sich entpuppen zu wollen. Auch die Philosophie suchte dem revolutionären Mythos ein Bild zu verschaffen und ihn in Begriffe zu kleiden. Man erinnere sich nur an die dialektische Philosophie von Heraklit und Hegel. Während aber der Philosoph von Hellas natürlicherweise noch am Stofflich-sinnlichen kleben bleibt und die gesamte Welt aus dem Urfeuer hervorgehen läßt, so läßt der deutsche Hegel den Weltinhalt direkt aus dem Nichts mittels gegensätzlichen Kampfes hervorgehen und sich dann auch entwickeln. In ähnlicher Weise verfuhr in Anlehnung an Hegel, aber noch radikaler als der Meister, der schwerfällige und allzu schwermütige Julius Bahnsen. Auch die revolutionären Wortführer aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts schienen noch in unmittelbare Berührung mit dem ‚letzten Dasein' des revolutionären Mythos, und zwar mit dem zu Taten anspornenden ‚Nichts', gekommen zu sein, indem sie ja den absoluten Nihilismus und eine Art absoluter Freiheit als das letzte Wort aussprachen. Nur aus dem Bewußtsein unserer Zeit ist der Mythos des revolutionären Princips ganz verschwunden. Und demgemäß wird man, z. B. im größten dichterischen Werke der Neuzeit, das der revolutionären Schöpfungsweise gewidmet ist, — ich meine natürlich den „Prometheus" . . . von Carl Spitteler, — vergebens nach dem philosophischen Hintergrund der Revolution, nach ihrer metaphysischen Wesenheit suchen.

III.

Revolution und Arbeit.

Wir können hier nicht die revolutionäre Ueberwindungstätigkeit in all ihren Manifestationen verfolgen. Denn es ist kaum ein Gebiet menschlichen Lebens vorhanden, wo sie nicht ihre Tragödie aufgeführt hätte, und die historische Ueberlieferung bringt uns Kunde von der revolutionären Auflehnung des Menschen gegen Blutsverwandtschaft (Kain), gegen Gott (Die Leiden Hiobs und des zürnenden Propheten Jonas), von den Kirchen-, Klassen- und Stände-Revolutionen gar nicht zu reden. Allein der Zentralpunkt aller sozusagen normalen Revolution ist und bleibt die Tatsache der menschlichen Arbeit. Die Arbeit dem Naturverlauf und der Sitte zum Trotz, aus dem Urbedürfnis nach Anders-werden, nach der Gestaltung einer eigenen Welt zu streben, und nicht, wie die zum Teil orientalisierte Bibel es möchte, infolge eines Fluches Gottes, als Resultat des Sündenfalls, macht den dauerhaften sozialen Inhalt des revolutionären Vermögens aus. Und in dieser Beziehung darf man auch den Uebergang zum Ackerbau und das ursprüngliche Handhaben von Werkzeugen als die größte Revolution auffassen, von der die Menschheit je erschüttert wurde. Innerhalb des Arbeitsaktes aber, der einen Kulturakt

im kleinen darstellt, bleibt der Prozeß der reinen Ueberwindung und Umwandlung der eigentliche Nerv der revolutionären Betätigungsart. Wie sich nun die Revolution, angesichts dieser Tatsache, fundamental gerade in unserer Zeit gebärdet, was sie uns nimmt und gibt, dies wollen wir in aller Kürze andeuten.

Das revolutionäre Vermögen der Neuzeit stammt vornehmlich aus zwei Quellen: einmal wird es durch die herrschende Form der industriellen und verstandesmäßigen Arbeit, die ja an sich eine kritisch-umwälzende ist, gefördert, und dann wird es besonders durch die allgemeine Staats- und Wirtschaftsorganisation oder, sozialdemokratisch geredet, durch den Kapitalismus latent gehalten. Die Tatsache, daß der moderne soziale Kulturakt zerrissen daliegt, und daß große Kreise des Volkes gezwungen sind, ihr Leben in einseitigen Willens- und Verstandesrichtungen aufgehen zu lassen, dieser gefahr- und verhängnisvolle Zustand ist nicht einmal wegzudisputieren. Im großen und ganzen ist es doch noch immer die feudale und industrielle Aristokratie, die das herrschaftliche Princip in hohem Maße handhabt und so den Produktionsmechanismus einleitet und bewältigt, und die sog. sozialen Zwischenklassen, wie die kleinen selbständigen Gewerbetreibenden und Vermittler allerhand, sind es auch, die vor allem das demokratische Princip der Autonomie (der Geltung der Person) für sich in Anspruch nehmen. Der proletarische Lohnarbeiter hingegen bleibt ausschließlich auf die umwälzende, „sinnlich-kritische" Tätigkeit angewiesen und damit auch auf den revolutionären Willen. Sein Leben geht in einer Aktion auf, die er weder einleitet, und der er noch ein Ziel steckt, sein Blick schweift zwischen Sein (Geltung) und Haben (Besitz) einher, und die obere Gemeinschaftseinheit, und zwar den Staat, der nicht imstande ist, ihm einen Körper und eine Seele zu verschaffen, nennt er nur notgedrungen und schweren Herzens seine Heimat. Der Staat hingegen scheint diese tragische Lage seines Stiefkindes anerkennen zu wollen, indem er an den Proletarier Konzessionen macht oder machen muß. Ich meine hier das Recht auf den Streik, das den gesamten kapitalistischen Vertrag in Frage stellt; und das so die Auslösung revolutionärer Energie zur normalen Erscheinung unseres Alltagslebens erhebt. Uebrigens bedeutet auch jede radikale Sozialgesetzgebung eine revolutionäre Tat. Und so wird in der modernen Gesellschaft der revolutionäre Wille legitimiert. Anders wäre es auch in einem Gemeinwesen undenkbar, wo ein beträchtlicher Teil der Bevölkerung sich „revolutionär-kritischer" Tätigkeit hingibt. Karl Marx, der Erzieher des Proletariats von der Revolte zur Revolution, scheint an dieser Lage der Dinge sein Gefallen zu haben. Denn von seinem Meister Hegel lehrte er, daß das Leben der Welt in der dialektischen Entwickelung des Geistes besteht. Unter Geist will er aber nichts anderes als die umwälzende, kritisch-sinnliche Tätigkeit (‚Praxis') verstanden haben. Ist nun dem so, so bleibt nichts übrig, als das Tun des Proletariats, das ja Revolution selbst ist, zur eigentlichen Substanz des sozial-ökonomischen Productionsprozesses zu erklären. Und was darüber ist, sei vom Uebel, sei schlechte „Ideologie" der Herrschenden und Geltenden.

Nun, der revolutionäre Wille vermag nicht aus sich heraus allein den Kulturakt zu bilden, was auch aus den obigen Ausführungen ersichtlich ist. Die Uebersättigung des Proletariats in Revolution ist kein Glück für die Gesellschaft, noch weniger aber für das Proletariat selbst. Und abermals zum wirklichen Vorteil und Segen unserer Kultur und des Proletariats bleibt die angehäufte revolutionär-umwälzende Energie fest zwischen den Idealen der Geltung (Sein), des Besitzes und der Beherrschung und denen des allumfassenden

und Sicherheit verschaffenden Gemeinschaftsbewußtseins eingeschlossen. Allmählich geht die Eintauschung der immanenten und permanenten Revolutionsenergie in positive Lebenskräfte und Güter vor sich. Die vornehmliche Aufgabe des Staates ist es nun, diesem normalen permanenten Prozeß entgegenzukommen, ja selbst das Ruder an dieser Kultur-Transformation zu ergreifen. Das will sagen: der moderne Staat muß ein heroischer Staat werden, damit die aristokratischen, demokratischen und namentlich auch die revolutionären Willensäußerungen aller Menschen auf der Grundlage der allgemeinen Gemeinschafts-Heimat eine annähernde Befriedigung finden könnten. Der Staat allein kann die Lohnarbeiter und die Gesellschaft überhaupt der Revolution entlasten. Und besonders heute muß er es tun, da die Cäsaren-Träume des neuauferstehenden Feudalismus, Imperialismus und Partikularismus sich dem ernstlich in den Weg stellen. Im entgegengesetzten Falle aber würden notwendigerweise die im Gesellschaftsorganismus zerstreuten und tagtäglich aufs neue reproduzierten Revolutions-Energien sich immanenterweise zu einem einzigen allgemeinen Revolutions-Willen akkumulieren, und die Massen- und Gewalt-Revolution mit all ihren schwerwiegenden Folgen werde sich des Lebens bemächtigen.

Was nun die Massen-Revolution an sich bedeutet und was sie aus dem Menschen macht, wie sie ihn von Grund aus bedroht, nivelliert und entleert, — sei anderen Ausführungen vorbehalten. Eins sei aber schon hier gesagt: heilig sei uns der umwälzende, tragisch-erhebende revolutionäre Wille, solange er im Dienste des allgemeinen Kulturaktes bleibt und sich seinen Forderungen unterordnet; von dem Träger der ausschließlichen Revolution, und zwar vom Revolutionsmenschen aber seien hier vorläufig die Worte Renans wiederholt: „Malheur à qui fait la revolution, heureux qui en hérite!“

Florilegium.

Hochsommer. Die Sonne lastet mit drückender Schwere auf dem Luftmeer und türmt Dunstgebirge am müden Abendhimmel auf. Allnächtlich fast zucken grelle Blender durch die Dunkelheit hin, prahlt der Donner hinter dem Flammenspiel her. Und jegliche Kreatur hält sich, nach des Tages Schweiß und Arbeit, scheu und müde unterm schützenden Dach. Ist froh, wenn der Blitz das eigene Nest verschont und die Kühle der Nachmitternacht etwas Schlaf und Erquickung bringt, eh die ermattende Hatz von vorne beginnt. Keine Zeit, in der man viel für Dinge übrig hat, die nicht unmittelbar unseres Körpers und Geistes Wohlbehagen berühren; eine, in der der Interessenkreis so eng wie nur möglich gezogen, jede Entlastung fast wie eine Gnade empfunden wird. Auch für die Herrn Politiker sonst die Urlaubszeit. Doch nicht heuer. Wohin der Aufmerksame sieht, ein Riesenbetrieb; in Amerika und Japan, Frankreich und England, Oesterreich, Portugal und Marokko will die Ruhe nicht kommen, im Haag sitzen die Vertreter von fünfzig Staaten um grasgrüne Tische, und bei uns jagt ein Ereignis das andre. Und die wenigsten von ihnen erfreuen das Auge.

Zuerst kam der Petersproceß, der acht Tage lang die Sensation der Tagespresse war. Ein Sozialistenblatt, die „Münchener Post", hatte den etwas hitz- und hartköpfigen Afrikaner, dem wir Ostafrika danken, mit den üblichen Schmähreden bedacht, weil der doctor militans zur letzten Reichstagswahlzeit in München eine Vereinsrede hielt und überdies die Unvorsichtigkeit beging, sich für einen Wahlkreis als Candidaten aufstellen zu lassen. Herr Doktor Peters klagte, und in einer umfangreichen, doch nicht lückenlosen Beweisaufnahme trat der Kläger einen Reinigungsbeweis dafür an, daß die seit Jahren ihm nachgesagten Schandtaten nichts als verleumderische Ausstreuungen wären. Ist er gelungen? Für jeden, der reinen Willens ist, ja; für Parteiverblendung wird er einwandfrei nie zu führen sein. Das Ausland konnte aus dem Gang der Verhandlung lernen, daß wir noch immer Politik mit Moral verwechseln und jeden, der (auf dem empfindlichsten aller Gebiete) nicht ganz genau nach der Seidenschnur handelt, in den Orkus werfen. Neues brachte der Proceß, trotz des großen Zeugenaufgebots, nicht ans Licht, und der Angeklagte vor Allem, der doch eigentlich die Beweislast zu tragen hatte, brachte auch nicht die bescheidensten Rechtfertigungsgründe für sein Schmähgeschwätz bei. Am Schönsten war das Reichstagstrio Bebel, Arendt, Liebert. Herr Bebel, einer der pfäffischsten Geister unserer Zeit, trat als Schützling des Tuckerbrieffabrikanten auf (der natürlich im Hinblick aufs Staatsganze mehr Schonung verdient, als ein Geheimerlaß von Einem oder Tirpitz); Herr Arendt, der nicht immer das Gute will und stets das Böse schafft, leistete eine beeidete Aussage, die unter Eid nachher von der Witwe des verstorbenen Kolonialdirektors Kayser bestritten wurde; und Herr Generalleutnant und Gouverneur a. D. Liebert nannte in einem, die äußersten Grenzen des Zulässigen streifenden Gutachten die gegen Peters ergangenen Disciplinarurtheile eine Schmach für das Deutsche Volk (was sie gewiß nicht sind; wohl aber ein betrübendes Zeugnis von der politischen Unreife derer, die sie extrahierten). Ich schwärme weder für den Reichsverband noch für Herrn Liebert und kann sein Gutachten nur sehr unklug nennen; finde aber das Gehaben der Demokratenpresse, die laut nach dem Staatsanwalt rief, beträchtlich schlimmer als die Entgleisung des Generals. Skandalös sans phrase aber war eine, vom Lokalanzeiger als offiziös denunzierte, Richtigstellung der Cölnischen Zeitung über die „außerordentlich vielen Irrtümer", die Herrn Liebert begegnet sein sollten, ehe das Verfahren zu Ende war. . . . Herr Doktor Peters ist dem Reichsdienst wohl für immer verloren, paßte, mit den starren Formen seines eckigen Wesens, auch nicht in die strenge Hierarchie des Beamtentums. Doch sein Schicksal ward nicht von sauberen Händen bestimmt, und heute noch laborirt das Reich an den Folgen eines Bubenstreichs.

Ob der vorzeitige Verlust des Grafen Posadowsky nicht noch länger und beträchtlich weher empfunden wird? Er war der fleißigste und stillste Minister, den das Reich seit Langem gehabt hat; ein Mann von gründlichem Wissen, niemals rastender Arbeitskraft und -freiheit; kein Blender und doch, im Flackerschein der Bundesrathsgrößen, der einzig scheinende Geist. Ueberall spürte man bei ihm den soliden, nicht immer mühelos geschaffenen Unterbau

solidester Bildung, die aus tausend Brunnen geschöpfte Erfahrung, und staunte über die bis ins Kleine reichende Beherrschung eines Riesengebiets. Er war die vornehmste Erscheinung an der Ministerbank, und wer ihn hörte, konnte, solange er sprach, sich im englischen Unterhaus wähnen; ruhig, sachlich, wohlerwogen und wohlerzogen klang fast jedes Wort. Er war kein Redner, und konnte doch so eindrucksvoll wie, außer Herr von Einem, Keiner sonst reden. Nie stieg er in die Niederungen, in denen sich unsere Parteigötzen so gern ergehen (und die damit dem gebildeten Menschen den Reichstagsbesuch so verleiden). Nun ist auch er weg. Häßliche und sicher ungerechte Angriffe gingen seinem Sturz lange schon vorher. Daß er trotzdem völlig überrascht wurde, spricht für die Sauberkeit seines Wollens und einen nach Allem, was wir schon sahen, fast naiven Glauben an gute Sitten. Wars wirklich nöthig, einen Mann, der zehn Jahre ein immenses Arbeitsfeld mit von Freund und Feind offen anerkannter Tüchtigkeit beackerte, wegzuschicken, wie einen auf Probezeit angenommenen Dienstboten? Doch was ist bei uns noch unmöglich? Seit wir die Segnungen der nationalen Paarung genießen, seit die Unnatur zum Ereignis werden konnte und der Reichstag zum willenlosen Werkzeug einer planlosen Regierung herabsank, in der inneren Politik nichts. „Gegenwärtig, schrieb Swift vor zweihundert Jahren an Lord Peterborough, ist der höchste Wunsch eines ehrlichen Mannes, sich durch diese Sitzung durchzuhelfen. Niemand ist so unverschämt, zu glauben, daß wir nicht in Stücke fallen werden, und dies ist nicht etwa ein Geheimnis, nicht einmal für einen Whiglakaien.“ Klingts nicht, als hätte es Graf Kanitz in der Osterzeit an seinen Freund Zedlitz geschrieben? Doch mit Ernst wird ja immer noch vom Block geredet. Wer weiß: vielleicht besteht er sogar am Allerseelentag noch und beweist für Heraklits, des Dunklen, These: διαφερώμενον ἀεὶ ξυμφέρεται.

Denn heraklitisch sind die Wege derer, die uns führen, und wenn, wie Hegel will, der Widerspruch es ist, der die Welt regiert, dann hat Mancher von denen, die jetzt im Amte sitzen, den philosophischen Doktorhut verdient. Der junge Fritz hat in Briefen einst mit bitteren Worten das Schwanken in der Politik gerügt; Bismarck hält „jede Politik für eine bessere, als eine schwankende“; Treitschke sah in ihr „die ärgste aller politischen Sünden“. Und als Friedrich Wilhelm der Dritte (vielleicht hat er in den, nicht unverschuldeten, Tagen von Tilsit der Mahnung gedacht) den Thron bestieg, überreichte ihm Friedrich von Gentz eine Adresse, in der man die heute wieder aktuellen Sätze findet: „Zu welchem System aber auch die Zeitumstände, die Bedürfnisse unseres Staates und das Betragen der auswärtigen die preußische Monarchie nöthigen mögen: nur Eines verlasse uns nie: ein heller, fester und konsequenter Gang in dem einmal gewählten Pfade. Denn nichts setzt die äußere Würde, mithin die Selbstschätzung, und zuletzt das innere Vermögen eines Staates tiefer herab, als ein unaufhörliches Schwanken zwischen entgegengesetzten Systemen, oder, was schmählicher als Alles ist, der gänzliche Mangel eines Systems.“ Alte Schule. Das hübsche Wort Realpolitik war noch nicht zum Synonym für Tageslaune entwerthet. Wer heute nach einem Plan, einem Ziel, nach den dazu führenden Wegen und Mitteln fragte und sich Plattheiten als Antwort im Voraus verbäte, bliebe ohne Antwort. Mit Recht.

Denn den Zeitgenossen gefällt ja der Betrieb, den wir haben. Und wiederum mit Recht. Wer wollte im Ernste bestreiten, daß er wundervoll ist? Lacht uns der Himmel nicht heitrer als seit langer Zeit? Eduard hat, nach langer Schmollzeit, den Kaiser eingeladen, und wir haben angenommen (obwohl er noch nicht mal seine Antrittsvisite bei uns gemacht hat); und im sacré coeur de l'Europe, in Paris, wird uns gütigst nun ein Dachkämmerchen zur Verfügung gestellt. Nach heißem Werben, wenn man dem glauben soll, was man lesen muß. „Wir laufen, sagte Bismarck in der unvergeßlichsten seiner Reden, Niemand nach. Die Zeit ist vorbei; um Liebe werben wir nicht mehr." Fünfzehn Jahre danach hat ein anderer Gefürsteter erklärt: „Wir haben gar nicht nötig, aufdringlich um Liebe zu werben, wir brauchen niemandem nachzulaufen." Und im Hornung dieses Jahres erklang ähnliche Losung. Heute lesen wir mit unbehaglichstem Empfinden, was der Kaiser in Kiel gesagt haben soll, vernehmen, daß Etienne offen bekannte, nicht mehr folgen zu können; und hören natürlich wieder einmal, daß stundenlang zwischen dem unverantwortlichen Träger der Krone und dem ehemaligen französischen Kriegsminister politische Geschäfte besprochen wurden. „Man fordert mit Unrecht objektive Eigenschaften an dem Monarchen. Es ist bei einer vollendeten Organisation des Staates nur um die Spitze formellen Entscheidens zu thun und um eine natürliche Festigkeit gegen die Leidenschaft. Er hat nur Ja zu sagen und den Punkt auf das J zu setzen. Denn die Spitze soll so sein, daß nicht die Besonderheit des Charakters das Bedeutende ist." Der Erzreaktionär Hegel ists, der also redet, und jeder merkt, wie veraltete Weisheit aus dem Manne spricht. Natürlich hat der Kanzler den Inhalt des Gesprächs vorher gewußt. Natürlich kam Herr Etienne nicht bloß pro forma nach Berlin, um den nötigsten Anstand zu wahren. Natürlich fuhr Herr Cambon zum Vergnügen nach Paris. Oder wars, wie es früher immer war? Dann müßte bald in der Wilhelmstraße der Exodus beginnen.

Ein paar Tage nach den Ereignissen, die für den Uneingeweihten ein Skandalon waren, hielt Herr Pichon in der französischen Kammer eine Rede, die man bei uns weniger laut preisen sollte, als es geschehen ist. „Herr Etienne hatte von uns keine Mission für die deutsche Regierung. Wir brauchen keinen geheimen Emmissär, denn wir sind in Berlin durch einen Mann vertreten, für dessen hervorragende diplomatische Begabung ich hier gern eintrete. Ueberdies sind unsere Beziehungen zu Deutschland die herzlichsten." Führte Herrn Pichon der Eifer der Abwehr zu weit? Jedenfalls ist im Stenogramm nur noch von Höflichkeit die Rede. Und das Ganze sieht einer Abfuhr wieder verzweifelt ähnlich; die nicht den Kanzler, sondern, wie die Verfassung es will, das unverantwortliche Haupt des Monarchen trifft.

... Jäh ist die Julihitze verflogen, das Barometer gesunken, und über Mitteleuropa lagert ein Minimum. Im Haag gähnen die Leute wieder an grasgrünen Tischen und Freiherr von Marschall wartet auf neue Instruktionen.

Karl Schnitzler.

Kontinentale oder nationale Industrie?

Von Andrew Carnegie.

Wir hören von ungeheuren Industrievereinigungen zu Lande und zu Wasser, aber die Vereinigung von 45 Staaten, die die amerikanische Union bilden und zum Teil größer sind als die vereinigten Königreiche, verspricht Europa in der Herstellung vieler Stapelartikel einzuholen und stellt schon jetzt einen Artikel von höchster Wichtigkeit in größerer Menge her als die übrige Welt zusammengenommen. Das ist eine Tatsache, deren folgenschwere Bedeutung Europa zu denken Anlaß geben sollte. Wenn Amerikas Bevölkerung weiter so steigt wie bisher, dann wird es noch zu Lebzeiten manches unter uns eine Bevölkerung haben, die der von Europa mit Ausschluß von Rußland gleichkommt.

Der Einfluß eines geeinten Kontinents auf die kleineren und getrennten Nationen der Welt ist schon überall zu spüren. Europa sieht seine Kunstschätze, seine Schiffahrtslinien, seine Finanzzentrale nach dem neuen Lande übersiedeln, wie es schon das Primat in der Industrie, im Reichtum und im Handel errungen hat, unter dem Gesetze der Schwere, das überall regiert, selbst auf dem Gebiete der Literatur. Auf ein Exemplar der Encyclopädia Britannica im alten Lande, im Publikationslande, kommen 8 Exemplare in der neuen Heimat. Die Manufaktur des neuen Landes dringt in das alte Land ein und konkurriert mit ihm auf dem Weltmarkte. Diese Tatsachen sind der Aufmerksamkeit der Nationen nicht entgangen, Europa ist aufgeregt über das, was ihm in der Zukunft noch droht, und sucht jetzt ausgleichende Kräfte zu entdecken. Der erste notwendige Schritt auf diesem Wege ist, die zwei Kontinente zu vergleichen und die verschiedenen Tatsachen festzustellen, die eine so furchtbare Gefahr hervorriefen.

Wir wollen Europa und Amerika als zwei Einheiten gegenüberstellen — Kontinent gegen Kontinent.

Die Gegensätze sind ungeheuer.

Erstens: Europa sieht aus wie ein bewaffnetes Feldlager. Jedermann muß jahrelang Zeit und Arbeitskraft dem Militärdienst widmen, und das ist nicht nur unproduktive Arbeit, sondern auch für den Staat sehr kostspielig. Nahezu 9 Millionen Männer sind zum Militärdienst eingezogen. Die amerikanische Union hat ihrerseits nur eine Armee von etwa 66 000 Mann, und es gibt dort keine Militärpflicht. Amerikas Männer stehen in der Industrie, nicht in der Armee, und sie vermehren unaufhörlich den materiellen Reichtum ihres Landes. Amerika wird sogar direkt reicher durch die Wirkungen der Militärpflicht in Europa. Man vergleiche die geringe Zahl der Schlachtschiffe, Kreuzer und Küstenpanzerschiffe Amerikas mit der Europas. Es würde schwer sein, die Wirkung dieses Gegensatzes auf industrielle Entwicklung der beiden Kontinente zu überschätzen.

Zweitens: Amerika ist eine wirtschaftliche Einheit, im Frieden mit sich selbst, und hat keine Angriffe von seiten seiner Nachbarn zu fürchten; nicht einmal von Europa, weil dieses von Amerika mit so vielen notwendigen Lebensmitteln versorgt wird, daß ein Stillstand in der Zufuhr amerikanischer Waren nach Europa nicht nur Teuerung, sondern wirkliche Hungersnot

hervorrufen und Europa dadurch zum Frieden zwingen würde. Aus diesem Grunde hat seine Industrie eine unerläßliche Bedingung zur Entwicklung: Friede und Sicherheit. In Europa fehlt sie aber, denn es ist in feindliche Lager gespalten. Daß diese ungeheuren Rüstungen nicht ins Unermeßliche wachsen können, ist klar. Eine Explosion muß erfolgen. Und daß man mit dieser drohenden Tatsache rechnet, kann man ebenso klar aus den Maßnahmen ersehen, welche die Nationen ergreifen, um sich vor den Folgen derselben zu schützen. Wenn die Herrscher und Staatsmänner nicht die unvermeidlichen Folgen dieser Rüstungen über ihren Häuptern sähen (dieses Damoklesschwert), so würden sie sich nicht so vorbereiten, ihren möglichen Wirkungen zu begegnen. Es ist für die Industrie unmöglich, sich unter dem Schatten dieser furchtbaren Katastrophe befriedigend weiter zu entwickeln, und ehe diese Gegensätze nicht aufhören, ist eine auch nur annähernde Kräftegleichheit zwischen den Industrien der alten und neuen Welt unerreichbar.

Drittens: Der Amerikaner hat, da sein Kontinent weniger als 30 Menschen pro Quadratmeile (engl.) zählt, eine beständig sich vergrößernde heimische Nachfrage, die ihn zur Ausdehnung seiner Unternehmungen zwingt, und die ihn auch zu kostspieligen Verbesserungen und zur Annahme neuer Verfahren berechtigt. Er hat auch einen einzigen Kontinent unter einer Regierung. Er kann seine verschiedenen Werke in den Zentren der einzelnen Märkte errichten. Wenn irgend ein brauchbarer Stoff sich in dem einen Staate befindet, etwas anderes in einem anderen Staate, wenn es wünschenswert ist, für einen Teil eines Fabrikationsverfahrens hier und dort Werke zu errichten oder Schiffe zu bauen oder in irgend einen Teil des weiten Landes Eisenbahnen zu legen, so geht er ohne Zögern daran. Er fürchtet kein Dazwischenkommen eines andern Angebots, einer feindlichen Gesandtschaft oder nationaler Antipathien. „Kein abgesperrtes Utiva schränkt Kräfte ein," der fast unbegrenzte Kontinent ist sein Feld, alle Märkte stehen ihm offen, frei von jedem Zoll. Seine Unternehmungen sind frei von Anfang bis zu Ende.

Die Folge ist, daß die einzelnen Industrien in den Vereinigten Staaten ganz natürlicher Weise nach den Gegenden sich ziehen, die sich am besten für sie eignen. Da gibt es keine Schranken für freie Auswahl. Die besten Plätze können ausgesucht werden für die Ansammlung für Rohmaterialien oder Halbfabrikate für die Fertigstellung der Waren. Kurz, überall herrscht freier, uneingeschränkter Handel: dieselben Bedingungen, dieselben Gesetze, dieselbe Flagge und dieselben Märkte überall auf einem entwickelungsfähigen Kontinent. Und das vermögen nur diejenigen in seinem vollen Werte zu schätzen, die im industriellen Leben erfahren sind. Der europäische Fabrikant findet für eine solche mannigfache Ausbreitung seines Geschäfts manche Hindernisse: Der Kontinent ist in feindliche, kriegerische Staaten geteilt, verschiedene Gesetze und verschiedene Verwaltungen; Zölle herrschen an jeder Grenze, und die Kriegsfurcht droht überall. Er ist fast gezwungen, seine Kapitalsanlage und seine Fabrikation auf sein eigenes Land und seinen kleinen Inlandmarkt zu beschränken.

Einer der vielen einschneidenden Vorteile, die die Industrie in Amerika von der politischen Einigung hat, ist, daß die große Nachfrage im Inland nach einer Ware von einem vereinigten Volke gewisse feststehende Formen erzeugt, auf die Herstellung des Besten hinarbeitet, was den Fabrikanten veranlaßt, spezielle Maschinen aufzustellen und sie

ausschließlich ein einziges Muster arbeiten zu lassen. Elektrische, Brücken- und Hafenbahnen, der eine oder andere Zweig von Maschinenanlagen haben ganz bestimmte Formen (Standardformen) angenommen. Wenn daher zum Beispiel eine Brücke in großem Maßstabe sofort in irgend einem Teil der Welt, in Aegypten oder Indien, gebaut werden soll: Amerika ist darauf eingerichtet. Der Stahlfabrikant hat seine Abteilung für Brückenkonstruktionen und Brückenbau. Alles wird von Spezialisten gemacht, die ihre Sache besser verstehen, als irgend ein Ingenieur im allgemeinen es verstehen kann. Die erforderlichen Sonderpläne für die Standardbrücke werden gemacht, und die Arbeit kann sofort beginnen. Wohlgemerkt, der Stahlfabrikant ist auch der Brückenbauunternehmer, und das ist ein wesentlicher Punkt. Die Brücke kann wahrscheinlich schon dem Verkehr übergeben werden, bevor der europäische Ingenieur die Pläne veranschlagt und der Brückenkonstrukteur mit dem Stahlfabrikanten abgeschlossen hätte. Eine neue Brücke in Europa ist eine Neuschöpfung, an der verschiedene besondere Unternehmer beteiligt sind; in Amerika wird sie nach feststehenden Mustern, die aus der Erfahrung hervorgegangen sind, von Anfang bis zu Ende von demselben Unternehmer hergestellt.

In einem höheren oder niedrigeren Grade herrscht dieses Prinzip bei der Herstellung der hauptsächlichsten Artikel, wofür Amerika gegenwärtig der größte Produzent ist. Einer der führenden englischen Industriellen erzählte mir einmal, daß er gezwungen war, seine auswärtigen Märkte und schließlich das Geschäft selbst aufzugeben: der amerikanische Fabrikant hatte ihn aus dem Felde geschlagen. Während dort drei- oder vierhundert Maschinen für die Nachfrage der Saison genügten, hatte sein amerikanischer Freund 7000 im Betrieb. Wieder der Zug ins Große. Diese Produktionsmenge führte zu automatischen Maschinen für jeden Prozeß der Herstellung. Wenn mein Gedächtnis mich nicht trügt, waren 22 Arbeiter in England und nur 2 Arbeiter in Amerika bei einem und demselben Prozeß beschäftigt. Das heißt, die Maschine tat die Arbeit für 20 Mann. Warum nimmt man das nicht an? Weil die heimische Nachfrage zu gering ist und diese Nachfrage überdies noch dem amerikanischen Konkurrenten offen steht.

Um in der Industrie, in der Finanzwelt oder im Handel den ersten Platz zu behaupten, müssen sich die kleinen Nationen mit anderen verschmelzen und gedeihliche Glieder einer großen vereinigten Macht werden. Einst war das Menschengeschlecht in Nationen geteilt, von jetzt ab in Kontinente.

Man lege sich einmal die Frage vor: Wenn Amerika zusammengesetzt wäre aus lauter kleinen, unabhängigen, aufeinander eifersüchtigen Staaten, wie Europa es heute ist, wo eins das andere fürchtet und bis auf die Zähne bewaffnet seinerseits einen Angriff erwartet, und wenn es Zollschranken gegen die Waren eines anderen Staates errichtet hätte, würde dann Europa je von einer Invasion der amerikanischen Industrie gehört haben? Die Frage stellen, heißt sie beantworten.

Der tiefste und mächtigste aller Gegensätze zwischen den beiden Kontinenten ist, daß der eine Kontinent ein einziges, harmonisches, friedlich zusammen arbeitendes Ganzes ist, dessen Macht und Energie auf industriellen Fortschritt gerichtet ist, daß der andere in feindliche Lager gespalten ist, und daß jedes dieser Lager seine Macht und Energie auf militärische Abwehr und kommerzielle Isolierung richtet.

Nervöse Frauen und Frauenfrage.

Von Dr. Albert Moll.

Wenn man früher von einer nervösen Frau sprach, so verstand man gewöhnlich darunter eine Frau aus wohlhabenden Kreisen, die den ganzen Tag nichts tut, bei ihren Pflichten gegen Mann und Kinder sich mit Migräne entschuldigt, die Umgebung durch ihre Launenhaftigkeit reizt, abends aber auflebt, um Theater und Gesellschaften zu besuchen und zu kokettieren. Dieses Bild hat in der Wirklichkeit stets existiert und existiert auch heute noch. Es gibt einen solchen Typus, doch ist damit keineswegs die große Masse der nervösen Frauen gezeichnet. Schon die Tatsache, daß die Nervosität der Frau nicht nur in den besser situierten Kreisen, sondern auch in den ärmeren, ja in den ärmsten herrscht, zeigt uns, daß man es in jenem Fall nur mit einem Typus, nicht aber mit dem Typus der nervösen Frau zu tun hat. Die Verkäuferin, die Kontoristin, die Telephonistin, die Lehrerin, die Künstlerin, die Fabrikarbeiterin sind ebenso von nervösen Erscheinungen heimgesucht wie die reiche Weltdame. Hieraus geht auch hervor, daß die früher vielfach ausgesprochene Ansicht, der Müßiggang allein führe zur Nervosität und hindere deren Heilung, mindestens übertrieben ist. In der Tat hat ja die medizinische Wissenschaft zahlreiche andere ursächliche Faktoren längst festgestellt. Die erbliche Veranlagung brauche ich nur zu erwähnen: die Erfahrung zeigt, daß in der Familie eines Nervösen außerordentlich häufig auch andere Familienmitglieder nervös sind, ja oft genug schwere Nerven- oder Geisteskrankheiten zeigen. Aber auch Einflüsse des Lebens spielen beim Bestehen der Nervosität eine erhebliche Rolle. Hierher gehören geistige Ueberanstrengungen, starke Affekte, insbesondere Sorgen und Kummer, schlechte Ernährung; hierher gehört aber auch der schon erwähnte Mangel an Tätigkeit. So verkehrt es aber auch war, auf diesen alles zurückzuführen, so kann er doch in einzelnen Fällen eine große Bedeutung haben. Darauf weist schon der Umstand hin, daß man in neuerer Zeit bei der Behandlung der Nervösen in der Arbeit einen besonderen Heilzweig sieht und auf die Erkenntnis hiervon die Arbeits- oder Beschäftigungstherapie gründete. Diese hat nicht nur eine medizinische, sondern auch eine weitgehende soziale Bedeutung. Es ist in neuerer Zeit empfohlen worden, Nervenheilanstalten für Unbemittelte oder weniger Bemittelte zu gründen, da nur wenige Leute in der Lage sind, die hohen Preise, wie sie unsere im privaten Besitz befindlichen Nervenheilanstalten fordern und fordern müssen, zu zahlen. Um hierbei die Kosten zu verringern, dabei aber doch gleichzeitig die Patienten zweckmäßig zu behandeln, hat man durch die Arbeitstherapie gleichzeitig einen Teil der wirtschaftlichen Unkosten zu decken gesucht. In der Behandlung der Geisteskranken ist ähnliches schon lange geschehen. Die Arbeitstherapie kommt aber nicht nur in Anstalten in Betracht, sondern auch außerhalb derselben, und hier berührt sie unmittelbar soziale Gebiete. Ich erwähne die Unfallkranken, von denen viele lediglich dadurch erkranken oder doch kränker werden, daß sie im Kampf um die Rente jede Arbeitsgelegenheit meiden. Die Arbeitstherapie berührt aber auch unmittelbar eine andere wichtige soziale Frage, nämlich die Frauenfrage.

Wenn das bloße Nichtstun einen so wesentlichen Anteil an der Krankheit der nervösen Frau hat, so ist der beste Rat, den der Arzt geben kann, der zur Arbeit. Dieser Rat wird

auch außerordentlich häufig erteilt. Man könnte daraus schließen, daß man in der modernen Frauenbewegung ein Heilmittel für die Nervosität der Frau sehen könnte, da dieser durch sie allerlei neue Gebiete zur Betätigung erschlossen werden. Leider wird hierbei sehr leicht das Wichtigste übersehen, nämlich, daß es meistens nicht auf eine mechanisch ausgeübte Tätigkeit ankommt, sondern auf eine solche, die innere Befriedigung gewährt und allein oder im Zusammenhang mit anderer Beschäftigung das Sein ausfüllt. Gewiß kann auch eine Beschäftigung der ersten Art mitunter wünschenswert sein. Sie kann zu einer vorübergehenden Ablenkung führen. Eine Frau, die fortwährend von dem Gedanken beherrscht wird, daß sie geisteskrank werde, eine andere, die an allerlei nervösen Schmerzen leidet, können durch eine ablenkende Tätigkeit gebessert werden. Solche Frau vergißt ihre Beschwerden beim Tennisspielen, beim Spazierengehen, bei Ausführung einer kleinen Malerei. So erfreulich dies aber auch für manche Kranke ist, so soll man doch nicht übersehen, daß es sich hierbei nicht um ein wirkliches Heilmittel, sondern nur um ein symptomatisches Mittel handelt. Diese vorübergehende Tätigkeit ist etwas anderes als eine solche, die das Leben ausfüllt und in Wahrheit den Namen eines Heilmittels verdient.

Gerade wenn wir dieses anwenden wollen, stoßen wir aber sehr leicht auf eine unüberwindliche Schwierigkeit. Tatsache ist, daß viele nervöse Frauen unbefriedigt sind, weil ihnen das Bewußtsein einer wirklichen Lebensaufgabe fehlt. Wenn der Arzt sie auch auf deren Wichtigkeit hinweist, ist es doch sehr schwer, ein Arbeitsfeld zu finden. An dieser Tatsache ändert auch der Umstand nichts, daß viele nervöse Frauen über das Unbefriedigende ihres Lebens klagen und anscheinend eine Betätigung suchen. In Wahrheit tun sie das nur, solange sie keine Arbeit haben; wird sie ihnen geboten, so weisen sie sie zurück. Der Widerspruchsgeist, der ein charakteristisches Zeichen des Krankheitsbildes ist, äußert sich bei ihnen auch gerade hier. In Wirklichkeit ist der Mangel an Tätigkeit nicht, wie man bei oberflächlicher Betrachtung annehmen könnte, die Ursache der Nervosität, sondern mehr die Folge der krankhaften Natur, die an keiner Arbeit Genuß hat. Das sehen wir schon daran, daß diejenige Arbeit, die wenigstens für die verheiratete Frau immerhin das Nächstliegende ist, nämlich die im Haus und in der Familie, von ihnen zurückgewiesen wird. Auch eine andere Tätigkeit bereitet diesen Frauen keine dauernde Befriedigung. Würde man ihnen eine soziale Arbeit, etwa die Fürsorge für irgend eine Wohltätigkeitseinrichtung, oder auch die Erlernung eines bestimmten Berufs anraten, so würde der Rat im günstigsten Fall zuerst freudig aufgenommen, aber in Wirklichkeit doch nicht durchgeführt werden. Man wird daher begreifen, daß die Nervosität dieser Frauen auch mit der Erschließung neuer Berufe nicht gebessert würde, und dasselbe gilt für zahlreiche unverheiratete nervöse Frauen. Man findet eben für sie keine Tätigkeit, die ihnen dauernde Befriedigung gewährt.

Die Gerechtigkeit fordert aber, zu erklären, daß ähnliches auch bei vielen Männern beobachtet werden kann, vielleicht allerdings in geringerem Maße. Jedenfalls ist es mit dem bloßen Anraten zu einer Tätigkeit oder zur Ausübung eines Berufs nicht getan. Das beweist schon ein Blick auf die Berufe, die den Frauen heute offen stehen, und in denen sich zum Teil eine überaus große Nervosität geltend macht. Ich erinnere an die Telephonistinnen, unter denen sich eine überaus große Zahl nervöser Damen befindet, ganz besonders aber an die Lehrerinnen. Wichmann hat über die Nervosität bei Lehrern und Lehrerinnen besondere Untersuchungen angestellt. Obwohl er zu dem Ergebnis kommt, daß bei beiden Geschlechtern

nervöse Erscheinungen sehr häufig seien, meint er doch, daß die Lehrerinnen ungünstiger abschneiden als die Lehrer. Trotz geringerer Arbeit und geringerer Verantwortlichkeit — die meisten haben keine Familie zu ernähren — sei dies der Fall. Besonders erwähnt Wichmann, daß die Lehrerinnen selbst ihre Arbeitskraft viel geringer einschätzen als ihre männlichen Kollegen. Bei der Frage, wieviel Stunden sie täglich, ohne dauernd zu übermüden, arbeiten könnten, haben die Lehrerinnen eine wesentlich geringere Zeit angegeben als die Lehrer. Wenn ich auch das Resultat nicht für so ungünstig halte wie Wichmann, so beweisen doch diese und andere Erfahrungen zur Genüge, daß die Nervosität nicht durch Ausübung irgend eines beliebigen Berufes geheilt wird.

Dürfen wir daher auch den Wert der modernen Frauenbewegung für unsere Frage nicht überschätzen, so muß doch andererseits zugegeben werden, daß sie für einzelne Fälle eine große Bedeutung hat. Es gibt in der Tat eine Gruppe von Frauen, die lediglich durch das Unbefriedigende ihres Daseins nervös werden, und weil sie keine ihnen zusagende Lebensaufgabe haben, mehr und mehr der Nervosität zum Opfer fallen. Wir sehen dies sowohl bei unverheirateten Mädchen wie bei verheirateten Frauen. Viele wollen nicht heiraten oder können es nicht, weil Hindernisse dem entgegenstehen, die nicht nur materieller Natur zu sein brauchen; auch ein unangenehmes Aeußere kann dem Mädchen eine ihm zusagende Heirat verschließen und noch zahlreiche andere soziale, ethische, religiöse Faktoren. Unter diesen für die Ehe verlorenen Personen befindet sich manche, die das Zeug zur Betätigung in einem ernsten Beruf hat und dadurch vor dem Gefühl der Vereinsamung und des Unbefriedigten bewahrt bleiben könnte. Und ähnliches gilt auch für manche verheiratete Frau. Zum Beispiel für kinderlose, aber auch solche, die, nachdem die Kinder aus dem Hause gekommen sind, nicht mehr den vollen Wirkungskreis finden. Hier kann eine geeignete Arbeit Segen stiften. Es mögen nur wenige weibliche Personen sein, die hierbei in Betracht kommen, aber daß es solche gibt, kann der Beobachter des Lebens, besonders auch der Arzt, ohne Schwierigkeit erfahren. Das Haupthindernis für die Heilung sind hier Vorurteile der Familie, die auch bei den für die Ehe nicht geeigneten Mädchen die Ehe für den einzigen Lebensberuf hält und dementsprechend angeblich auf die Erziehung hierzu den größten Wert legt. In Wahrheit ist davon nicht die Rede. Die Mädchen werden gar nicht dazu erzogen, sich um Haus und Kinder später zu kümmern, wenigstens sehen wir, daß dieselben Familien, die eine Berufsarbeit des Mädchens für etwas Minderwertiges halten, auch in der Ausübung mancher mütterlichen Pflicht etwas Unstandesgemäßes sehen. Ich brauche nur daran zu erinnern, daß viele Mütter das Selbststillen des Säuglings für ihrer unwürdig halten und auch die sonstige Sorge für die Kinder zum größten Teil auf bezahlte Hilfskräfte abwälzen. Und dieselben Kreise, wo dies geschieht, sind oft genug gleichzeitig gegen die Berufsarbeit des Weibes. Immerhin muß man zugeben, daß dieses Vorurteil in den letzten 10—20 Jahren abgenommen hat, doch ist die frühere Auffassung noch lange nicht überwunden. Selbst die weiblichen Personen, denen die Berufsarbeit ein glückliches Leben schaffen könnte, und die hiervon auch überzeugt sind, nehmen des Arztes Rat zur Tätigkeit oft nur kühl auf. Es erfordert eine große Ueberredungsgabe und Ueberzeugungskraft, das Vorurteil zu besiegen. Noch häufiger freilich sind es die Familienangehörigen, die einem emporstrebenden jungen Mädchen hindernd in den Weg treten und versuchen, des Arztes Einfluß für ihre Ziele zu mißbrauchen.

Alle möglichen Berufe können als Heilmittel in Betracht kommen. Nicht nur diejenigen, die schon seit langer Zeit dem Weibe erschlossen sind, wie etwa der der Lehrerin, Erzieherin, Künstlerin, sondern auch der der Aerztin und dergleichen mehr. Freilich muß man dem Weibe klar machen, daß es sich nicht etwa um bloßes Dilettieren handelt, wie es leider so viele Frauen, die nach Frauenrechte schreien, betreiben. Unter dem Dilettantismus leidet zum großen Teil die Frauenfrage, indem die ernststrebenden Mädchen mit den vielen Dilettantinnen, die sich in der Oeffentlichkeit breit machen, verwechselt werden. Gelingt es aber, in dieser Weise ein Mädchen für ernste Arbeit zu begeistern, so wird man nicht selten eine wahre Wunderkur beobachten. Ein Mädchen, dem Verbitterung vorher die Lebenslust verscheuchte, lebt, bald langsamer, bald schneller, auf und geht einer glücklichen Zukunft entgegen. Gar manche Frau, die vorher ihre Nerven durch Nichtstun und Ruhe, durch Wasserkuren, Massage und Badereisen zu bessern suchte, ist überrascht über die Gründlichkeit des Heilmittels, das bei ihr in ernster Berufsarbeit besteht. Selbstverständlich braucht es nicht immer eine eigentliche Berufsarbeit zu sein, es kann auch eine soziale Betätigung hier in Betracht kommen. Nur muß auch hier ein Unterschied gemacht werden zwischen jenen Frauen, die in der Oeffentlichkeit mit Wohltätigkeit prunken wollen, und jenen, die in stiller, unverdrossener Arbeit das Los der Enterbten zu bessern suchen.

Ein Allheilmittel wird natürlich auch bei ihnen die Arbeit nicht sein. Zu vielfach sind ja die Faktoren, die das Nervensystem schädigen können. Und auch bei der Berufsarbeit kann ein Zuviel sehr leicht Schaden bringen. Immerhin aber werden wir, wenn es nur gelingt, die richtigen Personen herauszufinden, die für eine Arbeit geeignet sind, manches sonst zerstörte Lebensglück retten können. Hier ist es Sache des Arztes und auch der Umgebung, mit alten Vorurteilen zu brechen. Mit Menschenkenntnis und Takt wird es hier dem Arzte möglich sein, Erfolge zu erzielen, die auf keine andere Weise erreicht werden können.

Musik.

Sittengemälde in vier Bildern von Frank Wedekind.

Drittes Bild.

[2. Fortsetzung]

(Zimmer in Reißners Wohnung. An der einen Seitenwand ein Flügel, an der andern ein Schreibtisch. Die Fenster sind mit dunklen Gardinen verhängt. Es herrscht tiefe Dämmerung.)

Erste Szene.

(Clara sitzt am Flügel. Sie schlägt einzelne Tasten an und singt, ohne die Klavierbegleitung zu spielen.)

Clara (singt): Was ist's? Worin war meine Liebe lässig?
Geliebter, wessen klagest Du mich an?
(sich unterbrechend): Was das heute wieder einmal mit meiner Stimme ist?!
(sie singt): Weh Dir! Verräter! Heuchler! Undankbarer!
Ich laß Dich nicht! Du darfst von mir nicht ziehn!

Ein Dienstmädchen (öffnet von außen die Türe und sagt): Wollen Sie, bitte, eintreten. Der Herr Professor hat gesagt, er werde um sechs Uhr zu Hause sein.

Zweite Szene.

(Franz Lindekuh, fünfunddreißig Jahre alt, glatt rasiert und kurz geschoren, tritt ein. — Clara.)

Lindekuh (bemerkt Clara und sagt erstaunt): Sie sind hier, Fräulein Hühnerwadel?

Clara (hat sich erhoben): Ja, ich bin's, Herr Lindekuh. Wir haben uns lange nicht mehr gesehen.

Lindekuh: Allerdings. Anderthalb Jahre werden es sein. — Ist denn Josef nicht zu Hause?

Clara: Nein. Er ist in der Musikschule. Aber er muß jeden Augenblick kommen.

Lindekuh: Und Else?

Clara: Else ist vor einer Stunde ausgegangen.

Lindekuh: Ist sie wirklich ausgegangen?

Clara: Ja, oder zweifeln Sie daran?

Lindekuh: Nicht im geringsten. Sie wird ja wohl auch so bald nicht wieder nach Hause kommen?

Clara: Das weiß ich nicht. — Was haben Sie denn?

Lindekuh: Ich habe gar nichts. — Entschuldigen Sie, Fräulein Hühnerwadel. — Ich komme her, weil mir Josef in einer wichtigen Angelegenheit schreibt, daß er mich um sechs Uhr bei sich zu Hause sprechen möchte.

Clara: Er wird ja jedenfalls gleich hier sein.

Lindekuh: Ich kann ja warten. — — — Ich muß Ihnen aber aufrichtig gestehen, Fräulein Hühnerwadel, daß ich nicht erwartet hätte, Sie hier zu finden!

Clara: Warum? Was ist denn los?

Lindekuh: Sie scheinen offenbar keine Ahnung von dem zu haben, was um Sie her vorgeht!

Clara: Nein, das habe ich auch nicht. Aber sagen Sie es mir, bitte! Ist es irgend etwas, was mich betrifft? — — Nun?! — — Sie benehmen sich mir gegenüber so sonderbar! — Reden Sie doch! — Um Gottes willen, was ist geschehen?!

Lindekuh: Geschehen? — (er wirft sich in einen Sessel) Geschehen ist — meines Wissens — bis jetzt noch nichts.

Clara (geht an die Türe und ruft auf den Vorplatz hinaus): Hildegard, bringen Sie die Lampe! (sie kommt ins Zimmer zurück und bleibt erwartungsvoll am Flügel stehen.)

Lindekuh (nach einer Pause): Was würden Sie, Fräulein Hühnerwadel, denn dazu sagen, wenn Else Reißner von ihrem Ausgang heute nicht mehr zurückkehrte und in einigen Tagen irgendwo tot aus dem Wasser gefischt würde?

Clara: Was ich dazu sagen würde, wenn — wenn Else Reißner . . .?

(Das Dienstmädchen bringt die brennende Lampe herein, stellt sie auf den Flügel, schraubt den Docht auf und nieder, bis sie richtig brennt, und geht wieder hinaus.)

Lindekuh (nachdem das Dienstmädchen draußen ist): Was würden Sie dazu sagen?

Clara: Gott sei Dank, ist es hier endlich hell. — Aber was ist denn mit Else?! Ich habe nicht das geringste an ihr bemerkt!

Lindekuh (erhebt sich erstaunt): Ist das Ihr Ernst?

Clara: So wahr ich hier stehe! Sie ging fort, um, soviel ich weiß, ein Paar Schildpattkämme, die sie vorgestern gekauft hat, umzutauschen. Jetzt sagen Sie mir aber endlich, was Sie von ihr wissen! Sie begehen einen Schurkenstreich, wenn Sie jetzt nicht reden!

Lindekuh: Mein gnädiges Fräulein, soweit ich meiner fünf Sinne mächtig bin, ist Ihre Behauptung, daß Sie nichts von den Vorgängen, die sich in diesem Hause abspielen, wissen, eine — Schamlosigkeit . . .

Clara (außer sich): Mein Herr . . . (die Hände vor dem Gesicht) O Gott . . .

Lindekuh: Das berührt mich nicht. Aber ich kann um so eher sprechen, da Ihr Verhalten voraussichtlich morgen schon in den Zeitungen erörtert werden wird!

Clara (auffahrend): Ich habe keine Richter und keine Zeitungen mehr zu fürchten! Das habe ich Gott sei Dank hinter mir! Wollen Sie mir jetzt endlich Rede und Antwort stehen!

Lindekuh: Mit Vergnügen! —

Clara: Sie scheinen sich aber doch noch zu besinnen?!

Lindekuh: Weil es mir in diesem Augenblick nicht behagen kann, mich von Ihnen zum Narren halten zu lassen! Wenn in der Zeit, die wir hier mit unnützen Worten vergeuden, ein Menschenleben zum Opfer fällt, dann tragen Sie die Schuld!

Clara: Ich?!

Lindekuh: Warum zum Teufel warten Sie denn, bis die Polizei Sie als Landstreicherin über die Grenze spediert, bevor Sie diesem Hause endlich den Rücken kehren?!

Clara (ruhig): Sie sind doch wohl nicht so ohne weiteres in der Lage, mein Herr, die Verhältnisse in diesem Hause richtig zu beurteilen.

Lindekuh: Ich kann Ihnen bei allem, was heilig ist, schwören, daß mich die Verhältnisse in diesem Hause nicht im geringsten interessieren! Ich habe wichtigeres zu tun! Aber seit acht Tagen sehe ich ein gemartertes Menschenkind in der grauenhaftesten Verzweiflung mit dem Selbstmord ringen! Heute vor acht Tagen kam Else Reißner zum erstenmal zu mir. Ich lag noch zu Bett. Sie eröffnete mir unter Weinkrämpfen, daß sie jeden Moment fürchte, wahnsinnig zu werden, weil sie das Verhältnis zwischen Ihnen und ihrem Mann unmöglich länger ertragen könne. Sie beschwor mich, Sie, mein Fräulein, durch irgend eine Gewaltmaßregel, sie sei wie sie sei, zur Abreise zu zwingen. Sie erzählte mir, sie sei auf dem Polizeipräsidium gewesen und habe den Polizeipräsidenten gefragt, ob man Sie, da das Glück einer Familie auf dem Spiel stände, als Ausländerin denn nicht einfach ausweisen könne. Der Polizeipräsident habe ihr aber geantwortet, solange Sie als Musikschülerin von Ihrem eigenen Gelde lebten und noch nicht unter Polizeiaufsicht ständen, sei das leider nicht möglich. Ich erwiderte ihr natürlich: „Warum zum Henker hast Du die Dame denn nicht ruhig im Gefängnis sitzen lassen?! Dort war sie doch einfach tadellos aufgehoben!“ Ich habe sie übrigens auch ausdrücklich gefragt, ob Josef vielleicht Geld von Ihnen geborgt hat. Wenn das der Fall sei, sagte ich ihr, dann könne sie schlechterdings nichts Besseres tun als die Zähne zusammenbeißen und mäuschenstill abwarten, bis ihr Mann seine Schulden an Sie zurückbezahlt habe. Soviel Rücksicht sei eine Frau, deren Haushalt aus dem Darlehen voraussichtlich Gewinn gezogen, ihrem Mann unter allen Umständen schuldig! — „Nein, davon kann gar keine Rede sein! Mein Mann ist der Person nicht einen Pfennig schuldig!“ — Vorgestern Abend kam sie in einem so fassungslosen, vergeisterten Zustand zu mir, daß ich im Begriff stand, die Sanitätskolonne zu alarmieren, um sie ins Krankenhaus bringen zu lassen. Ich wollte mir ganz einfach die Verantwortung für einen Selbstmord vom Halse schaffen! Sie, mein Fräulein, hatten an dem Tage mit Josef Reißner im Orientalischen Restaurant diniert. Else Reißner wälzte sich wie eine Wahnsinnige vor mir auf dem Teppich und schrie mir einmal über das andere zu: „Mach' meinem Elend ein Ende, koste es, was es kosten mag! Ich bitte Dich nur, meinem Elend ein Ende zu machen.“ Ich sagte ihr: „Wenn Du im voraus wußtest, daß die Zwei im Orientalischen Restaurant dinieren werden, warum gingst Du denn nicht mit einer Reitpeitsche hin und schlugst sie der schamlosen Person von rechts und links um die Ohren . . .!“

Dritte Szene.

Josef Reißner. Die Vorigen.

Josef (eintretend): Was ist denn hier los?

Lindekuh: Du schriebst mir, daß Du mich um sechs Uhr sprechen möchtest. — Ich bin hier.

Josef: Ich danke Dir. — Ich bitte um Entschuldigung, daß ich mich verspätet habe. — (zu Clara) Wollen Sie uns bitte einen Augenblick allein lassen. (er geleitet Clara hinaus und setzt sich an seinen Schreibtisch, auf den er die Lampe gestellt hat. Indem er Lindekuh einen Sessel zurechtrückt): Darf ich Dich bitten, Platz zu nehmen.

Lindekuh (setzt sich zu ihm).

Josef (in einer Schreibtischschublade nach einem Brief suchend): Auf mich hageln die Unannehmlichkeiten augenblicklich so erbarmungslos nieder, daß ich gar nicht weiß, wo mir der Kopf steht. (er hat den Brief gefunden und fliegt ihn durch) Du schreibst mir da, Du werdest morgen — das wäre also heute — den Zeitungen beiliegende Notiz einsenden . . . Ich muß die Notiz noch einmal durchlesen. Ich habe sie nicht mehr recht im Kopf. (er liest, indem er jeden einzelnen Satz deutlich hervorhebt:)

„Skandalöser Undank. — Ein empörendes Beispiel von skandalösem Undank bietet der Verlauf einer Strafsache, die vor etwa einem halben Jahr das hiesige Landgericht beschäftigte. Es handelt sich um eine ausländische Musikschülerin, die wegen Vergehens gegen den Paragraphen 218 zu acht Monat Gefängnis verurteilt worden war. Der Gattin ihres Lehrers gelang es dann, durch ein Immediatgesuch an den Landesherrn ihre Begnadigung zu erwirken. Und nun nistete sich die Begnadigte im Hause ihres Lehrers, mit dem sie schon vor ihrer Verurteilung ein Verhältnis unterhielt, mit solcher Hartnäckigkeit ein, daß der unglücklichen Frau, der sie ihre Freiheit verdankt, nichts übrig bleibt, als sich von ihrem Gatten scheiden zu lassen und mit ihren Kindern in die weite Welt hinauszuziehen. Sollte das Gesetz denn gar keine Handhabe bieten, um mit ausländischen Elementen von so skrupelloser Gemütsbeschaffenheit kurzen Prozeß zu machen?!"

Ich fand den Brief leider erst heute früh um drei Uhr, als ich hundemüde nach Hause kam. Ueber Mittag war ich gestern nicht zu Hause gewesen. Ich frage Dich nun zuerst: Hast Du heute den Zeitungen diese Notiz eingeschickt?

Lindekuh: Ja! Ich habe sie an sämtliche Zeitungen geschickt.

Josef: So?! — Dann sind Else und Fräulein Hühnerwadel und ich verloren! Ich verliere meine Stellung als Professor am Konservatorium und verliere meine sämtlichen Privatschülerinnen!

Lindekuh: Findest Du denn ein Wort in der Notiz unwahr oder übertrieben?

Josef: Nein! Aber darüber werden wir später sprechen. — Ich fragte mich, nachdem ich den Brief gelesen, immer und immer wieder vergebens: Welchen Beweggrund kann mein Freund Franz Lindekuh haben, um in dieser — unerhörten Weise gegen mich vorzugehen? Und nun kommt eine zweite Frage, die ich an Dich richten muß: Hat Dir vielleicht meine Frau durch Aeußerungen irgendwelcher Art Veranlassung gegeben, mir diesen Brief zu schreiben?

Lindekuh: Nein. Das hat sie nicht getan.

Josef: Du kannst es mir, wenn es sich so verhält, ruhig sagen. Ich würde es verständlich finden und würde meiner Frau, obschon es eine maßlose Dummheit von ihr gewesen wäre, deswegen kein Haar krümmen.

Lindekuh: Ich habe Deine Frau seit vier Wochen überhaupt nicht mehr gesehen.

Josef: Sie kann Dir aber geschrieben haben?!

Lindekuh: Nein, sie hat mir nichts geschrieben! Nicht eine Silbe! Ich kann Dir mein Ehrenwort darauf geben.

Josef: Aber dann sag mir doch zum Henker einmal, welchen Beweggrund Du dazu hast, um uns alle zusammen mit einem Schlage zu Grunde zu richten?!

Lindekuh: Ich — ich konnte die Verhältnisse, in denen Du lebst, nicht länger ruhig mit ansehen.

Josef: Das war in der Tat auch die einzige Erklärung, die mir für Deine Handlungsweise übrig blieb. Du hast einen Sparren! Du giltst infolge Deiner Schriften seit Jahren als der unmoralischste Mensch, der unter Gottes Sonne umherläuft; in Wirklichkeit läufst Du aber tagaus, tagein mit einem ungestillten, unersättlichen moralischen Heißhunger umher! Du bist moralisch ein Monomane! Du bist ein Don Quichote, der nicht ahnt, um was es sich in dieser Welt handelt, sondern der vom Leben nur die Erfüllung seiner hirnverbrannten Zwangsvorstellungen erwartet und der gemeingefährlich wie ein toller Hund wird, sobald die erhoffte Erfüllung ausbleibt! Du bist einem als Freund durch Deinen Wahnsinn gefährlicher, als es einem der erbittertste Feind, der bei gesunder Vernunft ist, durch die abgefeimteste Bosheit werden könnte!

Lindekuh: Wenn Du mir weiter nichts mitzuteilen hast, dann werde ich gehen.

Josef: Und — die Notiz steht morgen in den Zeitungen?

Lindekuh: Gewiß. Die Notiz steht morgen in den Zeitungen.

Josef: Nun sag mir einmal, welchen Erfolg Du Dir denn von dieser Notiz versprichst!

Lindekuh: Fräulein Hühnerwadel wird ein unverhofftes Wiedersehen mit dem schweizerischen Bundesrat feiern und wird am eidgenössischen Preis- und Wettringfest in Appenzell die Partie der Julia in Spontinis „Vestalin" singen!

Josef: Allem Anschein nach fürchtest Du also doch, daß meine Frau innerlich unter der Tatsache leidet, daß Fräulein Hühnerwadel trotz ihrer Verurteilung nach wie vor ungehindert in unserem Hause ein- und ausgeht?

Lindekuh: Offen gestanden, ja!

Josef: Wie kommst Du denn aber zu der hirnverrückten Annahme? Meine Frau lebt mit mir in dem glänzendsten Einvernehmen, das sich zwei verheiratete Menschen nur wünschen können!

Lindekuh: Wie Du weißt, kenne ich Deine Frau seit nun bald sechs Jahren und hatte in dieser Zeit reichlich Gelegenheit, sie sowohl in glücklichen wie in unglücklichen Gemütsstimmungen zu beobachten. Ich habe Deine Frau in Zeiten gesehen, wo sie sich in unserem Kreise als unumschränkte Herrscherin fühlte, ich habe sie in anderen Zeiten gesehen, wo sie der umsichtigsten Lebensklugheit bedurfte, um ihre Stellung als Deine legitime Frau zu behaupten. Aber dieser zur äußersten Zuflucht, zur Lieblingsbeschäftigung gewordene Selbstmordgedanke, den ich jetzt bei jeder Gelegenheit, wo wir uns begegneten, unheilvoller in ihren Zügen lese . . . was soll ich Dir sagen?! Ich finde seit Tagen, seit Wochen keine Ruhe mehr! Ich kann des Nachts nicht mehr schlafen!

Josef: Ich kann Dir mit dem besten Gewissen von der Welt die Versicherung geben, daß Deine Befürchtungen vollständig unbegründet sind!

Lindekuh: Das wäre mir eine große, aber überraschende Beruhigung.

Josef: Diese Beruhigung kannst Du Dir aus dem Munde meiner Frau, sobald sie nach Hause kommt, bestätigen lassen. Mach Dich nur bitte darauf gefaßt, daß meine Frau vor Empörung über Deine Handlungsweise völlig außer sich ist. Selbstverständlich zeigte ich ihr, sobald ich mich vom ersten Schrecken erholt hatte, Deinen Brief sowohl wie die Notiz, die Du für die Zeitungen geschrieben hast, und fragte sie, was sie mir in der Angelegenheit zu tun rate. Ich frage meine Frau nämlich immer um Rat, wenn ich vor einem wichtigen Entschluß stehe. Meine Frau war zuerst wie aus den Wolken gefallen und brach dann in eine Flut von Schimpfreden über Dich aus, die ich Dir hier nicht wiederholen will. Sie sagt, wie kommt dieser Lindekuh zu der unerhörten Unverschämtheit, sich in unsere Privatangelegenheiten zu mischen! Kümmern denn wir uns um seine Privatangelegenheiten?! Ich begreife nicht, woher dieser Mensch die Stirne nimmt, uns vorschreiben zu wollen, wie wir uns in unserem eigenen Hause einzurichten haben!

Lindekuh: In solcher Entrüstung sprach Deine Frau über mich?

Josef: Laß ihre Ausdrücke, bitte, mich nicht entgelten! Alles, was ich Dir hier sage, kannst Du, sobald meine Frau nach Hause kommt, von ihr selber hören.

Lindekuh: Aus ihrem weiblichen Stolz ist mir diese Empfindungsweise erklärlich. Mein gewaltsames Vorgehen war natürlich darauf berechnet, daß Deine Frau nie etwas davon erfahren würde.

Josef: Wie konntest Du das denn aber bei der uneingeschränkten Offenherzigkeit, in der, wie Du weißt, meine Frau und ich miteinander leben, jemals voraussetzen?!

Lindekuh: Ich konnte das voraussetzen, weil ich glaubte, Deine Frau werde Gott für ihre Erlösung danken wie jemand, der nach zweijähriger Kerkerhaft plötzlich in einem idyllischen Blumengarten erwacht!

Josef: Und statt dessen wünscht meine Frau Dich mit allem, was Du für sie tun zu müssen glaubtest, zu allen Teufeln! — Du siehst, daß Du der unglückseligste Hansnarr bist, der je das Opfer seiner lebensgefährlichen psychologischen Phantastereien war! Soll ich Dir sagen, woher das kommt?! Du lebst zu wenig unter Menschen! Du trinkst zu viel! Du solltest Dich endlich einmal verheiraten, um nicht mehr wie eine reißende Bestie durch unsere friedlichen Straßen zu trotten!

Lindekuh: Weißt Du unter Deinen Schülerinnen vielleicht ein liebenswürdiges, hübsches Mädchen, das eine solche Bestie heiraten würde?

Josef: Vorderhand habe ich leider noch dringendere Angelegenheiten zu erledigen. Bevor ich für Dich auf die Brautschau ausziehe, möchte ich wenigstens erst selber vor Deiner Raserei in Sicherheit sein. Deshalb bitte ich Dich, mir jetzt aufmerksam zuzuhören, sonst laufe ich von neuem Gefahr, infolge irgend eines Mißverständnisses, das kein normaler Mensch voraussehen konnte, zum Opfer Deiner blinden Wutanfälle zu werden. Fräulein Hühnerwadel hat mir in einem Augenblick, wo ich nicht aus noch ein wußte, ihr ganzes väterliches Erbteil in Höhe von dreißigtausend Francs als Darlehen überlassen, nota bene, ohne daß ich nötig hatte, sie mit einem Wort darum zu bitten. Dein unheilvoller Eifer zwingt mich schlechterdings, Dir alle, auch die unerfreulichsten Beziehungen, die zwischen Fräulein Hühnerwadel und mir bestehen, rückhaltlos aufzudecken! Das Mädchen hat sich durch dieses Darlehen bis auf den letzten Heller sämtlicher Einkünfte entblößt, die ihr jemals zu ihrer künstlerischen Ausbildung zur Verfügung gestanden haben! Und ich bin leider seit Monaten nicht in der Lage, ihr von meiner Schuld einen Pfennig mehr als das, was sie für ihr tägliches Brot unbedingt nötig hat, zurückbezahlen zu können.

Lindekuh (sich erhebend): Das ändert die Sachlage allerdings gewaltig.

Josef: Und nun willst Du das Mädchen mit Polizeischergen in die weite Welt hinaushetzen!

Lindekuh: Gott behüte mich davor!

Josef: Wenn Du nun einen Funken Ehrgefühl im Leib hast, dann wirst Du in die Notiz, die Du an die Zeitungen verschickt hast, wenigstens eine ergänzende Bemerkung einflechten müssen. Diese Einflechtung wird freilich nicht hindern, daß Fräulein Hühnerwadel und Else und ich und meine Kinder morgen Abend auf dem nackten Straßenpflaster liegen!

Lindekuh: Wenn sich die Dinge so verhalten, dann verdiene ich totgeprügelt zu werden.

Josef (sich gleichfalls erhebend): Offenbar glaubtest Du meine Frau gegen die Umtriebe einer Dirne, einer Hochstaplerin in Schutz nehmen zu sollen! Laß Dir sagen, daß dieses Mädchen das edelste, anständigste Menschenkind ist, das ich jemals kennen gelernt habe! Und was hat sie nun davon, daß sie mir ihren letzten Pfennig zum Opfer brachte?! Tagelang sitzt sie in ihrem möblierten Zimmer in der verlängerten Fliegenstraße an einem Fenster, das auf den Hof hinausgeht, und wünscht nichts sehnlicher, als der Stadt den Rücken kehren zu können. Von allem künstlerischen und gesellschaftlichen Leben ist sie, da sie mich um keinen Preis kompromittieren will, erbarmungslos ausgeschlossen. Unser Haus ist das einzige in der ganzen Stadt, das ihr offen steht. Dabei hat sie hier wenigstens Gelegenheit, hin und wieder ein wenig zu musizieren. In dem Hinterzimmer, das sie in der Fliegenstraße bewohnt, ist für ein Pianino leider kein Platz, und wenn sie ihre künstlerischen Zukunftspläne auch längst zu Grabe getragen hat, so ist ihre künstlerische Zukunft ihr eben doch immer noch die teuerste Erinnerung aus ihrer künstlerischen Vergangenheit.

Lindekuh: Kann ich vielleicht, bevor ich gehe, noch ein Wort mit der Dame sprechen?

Josef: Was führst Du denn jetzt wieder im Schilde?

Lindekuh: Dir, lieber Freund, brauchte ich das wahrlich nicht auf die Nase zu binden!

Josef: Ich frage mich natürlich, welch ahnungsloses Opfer Du denn jetzt wieder meuchlings aus dem Hinterhalt überfallen wirst?!

Lindekuh: Ich nehme die nächste Automobildroschke, die ich finde, und fahre, so rasch sie mich trägt, von einer Redaktion zur andern, um wenn irgend möglich den Abdruck der Notiz bis morgen noch zu verhindern. — Vorher muß ich aber noch mit Deiner Schülerin sprechen.

Josef: Ich werde sie hereinrufen. Aber (ihm die Faust über den Kopf haltend) nimm Dich vor mir in acht! Ich warne Dich! — Wenn Du den geringsten Versuch machst, das Mädchen zu beleidigen, dann — schlage ich Dir die Zähne ein und werfe Dich kopfüber die Treppe hinunter!

Lindekuh (ihm kalt in die Augen sehend): Traurigerweise muß ich mir diese Behandlung von Dir gefallen lassen. Ich habe sie mir durch meine Beschränktheit redlich verdient! — Wo ist die Unglückliche?

Josef (öffnet die Tür und ruft hinaus): Fräulein Hühnerwadel! — Wollen Sie eben hereinkommen.

Clara (tritt mit ruhigem Stolz ein, zu Lindekuh): Was wünschen Sie noch von mir?

Lindekuh: Mein gnädiges Fräulein — ich habe Ihnen, als ich vor einer halben Stunde, ohne die Verhältnisse zu kennen, hier eintrat, so weh getan, daß ich mich jeder Demütigung unterziehen würde, die meine unmenschliche Roheit ungeschehen machen könnte. Gott sei Dank können solche Verfehlungen aber trotz ihrer erschütternden Traurigkeit noch zu glücklichen Ergebnissen führen. Ich bitte Sie inständig, mein Fräulein, lassen Sie mich diese einzige Hoffnung als geringen Trost aus unserer unseligen Begegnung mitnehmen! In mir haben Sie in dieser Welt auf lange Zeit Ihren größten Schuldner! Sollten Sie je einmal eines Menschen bedürfen, von dem Sie aus irgend einem Grunde ein großes Opfer zu fordern genötigt sind, dann bitte ich Sie, sich meiner zu erinnern! — (zu Josef) Weiter wollte ich nichts sagen. — Jetzt in die Redaktionen! (ab)

Vierte Szene.

Josef, Clara.

Josef (aufatmend): Da geht der Esel hin!

Clara: Ich merkte sofort, daß es nicht bös von ihm gemeint war.

Josef (ihm nachsehend): Solch ein Hanswurst! — Bildet sich ein, ich werde vor seinem Revolverjournalismus zu Kreuze kriechen! Sobald der Mensch mit seiner deutschen Literatur nur halb soviel verdient, wie ich mit meiner Gesangspädagogik, dann läßt er den berüchtigtsten Raubmörder, der ihm in die Hände läuft, ungeschoren! In meinen häuslichen Einrichtungen glaubt er endlich den geeigneten Stoff für sein geplantes Sittengemälde gefunden zu haben. Deshalb bietet er sich Dir als opferfreudiges Faktotum an! Ich bedanke mich! Ich verspüre nicht die mindeste Lust, mich auf allen Schauspielbühnen als modernen Cagliostro dargestellt zu sehen! Wenn sich mir der Esel noch einmal über die Schwelle wagt, dann schlage ich ihm, bevor er irgend etwas in meinem Hause zu sehen bekommt, den Hirnkasten ein!

Clara: Mir schien, daß er die Absicht hatte, irgend etwas über uns in den Zeitungen zu veröffentlichen?

Josef: Ich habe ihm seine Finger so blutig gequetscht, daß sie ein halbes Jahr lang nicht daran denken, die Feder zu ergreifen! (Clara ins Gesicht sehend) Aber nun sag mir endlich einmal, mein liebes Kind, was ist denn nun eigentlich mit Dir?! — Seit Tagen und Wochen bist Du unausgesetzt in einer Stimmung, als hättest Du einen Tümpel voll Kröten verschluckt! Das wird für Deine Umgebung auf die Dauer einfach zur Quälerei! Wir bemühen uns hier alle auf das redlichste, um Dir Dein Unglück so erträglich wie irgend möglich zu machen! Jeder Mensch im Hause tut, was er Dir an den Augen absehen kann! Und für alles Zartgefühl bekommt man von Morgen bis Abend immer nur das gleiche saure Gesicht zu sehen! Ich wiederhole mir jede Minute, wie unendlich viel Du durch mich gelitten hast und wie große Opfer ich Dir zu danken habe. Aber ich habe wie jeder Künstler meine Nerven: tag aus tag ein ununterbrochen die verkörperte Unzufriedenheit, die sich durch keine Liebenswürdigkeit erschüttern läßt, vor Augen zu haben, das bringt einen schließlich zur hellen Verzweiflung!

Clara: Mit mir ist nichts.

Josef: Das hast Du mir schon ein halbes Dutzend mal geantwortet! Wenn nichts mit Dir ist, dann benimm Dich, bitte, wie andere Menschen! Ist Dir das aber nicht möglich, dann sag mir, was Dich daran hindert! Meine Geduld hat schließlich auch ihre Grenzen! Welchen Vorteil erhoffst Du Dir denn davon, daß Du Dein Leben damit hinbringst, über längst vergessene Unglücksfälle zu trauern, an denen mit dem besten Willen kein Mensch mehr was ändern kann! Raff doch lieber Deine eingeschüchterten Lebensgeister durch einen kräftigen Ruck zusammen und frag Dich endlich einmal, wie Du Dir mit den Hilfsmitteln,

die Dir augenblicklich zur Verfügung stehen, ein neues, freieres Leben gestalten kannst! Ich rate Dir, das weiß Gott im Himmel, nicht mit der geheimen Absicht, mich Deiner zu entledigen! Aber Du leidest offenbar an einer Art von Willenslähmung! Du bist infolge Deiner aufregenden Erlebnisse Neurasthenikerin geworden! Sobald Dein Wille wieder ein festes Ziel erfaßt hat, wirst Du mit uns anderen, denen es im Grunde nicht um ein Haar besser geht als Dir, Deines Daseins endlich auch wieder froh werden können!

Clara: Mit mir ist nichts.

Josef: Nichts? — Nichts! — Nichts bis auf Deine verbissene halsstarrige Melancholie, die Dich für die bestgemeinten Ratschläge, die man Dir erteilt, taub und blind macht! — Es ist rein um aus den Fugen zu gehen! — (von jetzt ab ganz kalt) Meiner selbstlosen unbestechlichen Vernunft nach, für deren Ergebnis ich meinerseits jede Verantwortung ablehne, führt Dein Verhalten zu folgendem logischen Schluß: Von jedem modernen Mediziner wird gegen das Leiden, unter dem Du dahinsiechst, als erstes und sicherstes Mittel — Luftveränderung verordnet. Mit dem Gelde, das ich Dir monatlich von meiner Schuld zurückzahle, kannst Du bei Deiner Mutter in der Schweiz in jeder Hinsicht behaglicher leben als hier bei uns! Fürchte, bitte, nicht, daß ich die geheime Absicht habe, mich Deiner zu entledigen. Sobald Du Dich dann von Deiner Schwermut nur halbwegs erholt hast — und Du wirst Dich unter völlig veränderten Verhältnissen rascher erholen, als es Dir jetzt glaubhaft erscheint . . .

Clara: Ich kann augenblicklich nicht zu meiner Mutter.

Josef: Sag mir bitte, warum nicht!

Clara (aufflammend): Dir, mein Freund, das zu sagen, kann mir noch einmal in diesem Leben einfallen! Alle himmlischen Mächte mögen mich vor dieser Greueltat bewahren! Ohne mich eines Unrechtes zu versehen, bin ich zur gemeinen, verabscheuungswürdigen Verbrecherin geworden! Die niedrigste Entwürdigung, die einem weiblichen Wesen vorbehalten ist, habe ich bis zur Grundhefe ausgekostet, weil ich ein Mal feige genug war, Dir zu offenbaren, wie es mit mir stand! — Nein, mein lieber Freund! Das Kind, das ich jetzt von Dir unter dem Herzen trage, ist vor Deinen wohlgemeinten Ratschlägen in Sicherheit! Dies Kind gehört mir! Was ich noch an Schrecknissen auszustehen haben werde, bis es das Licht der Welt erblickt, das will ich, wenn Gott mir hilft, mit der letzten Kraft, die mir aus meinen Erlebnissen übriggeblieben ist, freudig auf mich nehmen! Und nachher — nachher habe ich dann Gott sei Dank wenigstens ein lebendes Geschöpf auf dieser Welt, bei dem ich alles Unrecht, das ich erlitten — bei dem ich meine wundervolle Stimme, meine Kunst — bei dem ich alle irdische Herrlichkeit, die ich einst aus meiner künstlerischen Begabung erhoffte — bei dem ich alles, alles vergessen kann!

Josef (ist fassungslos in einen Sessel gesunken): — Clara — Clara — ich kann es nicht glauben! — Sollte das wahr sein . . .?

Clara (in höchstem Stolz): Beklage ich mich denn?! — Will ich irgend etwas von Dir?!

Josef: Was — in aller Welt — soll denn werden . . .?

Clara: Jetzt schick mich nach Hause zu meiner sechzigjährigen Mutter, wenn Du den Mut dazu hast!

Josef (glotzt sie mit blöden Augen an).

(Es klingelt. Gleich darauf tritt Else Reißner ein.)

Else (aufgeregt, in jammerndem Ton): Ach, da seid Ihr ja! — Ich kann Euch sagen, es ist mit diesen Leuten rein nicht mehr auszuhalten! Vorgestern kaufe ich mir in der Königstraße für achtzehn Mark zwei echte Schildpattkämme und sehe, sobald ich sie zu Hause ins Haar stecken will, daß der eine zerbrochen ist. Und nun behaupten diese Menschen, ich hätte mich in der Elektrischen auf meine Tasche gesetzt, und wollen den Kamm nicht umtauschen. (sie sinkt weinend in einen Sessel) Wenn diesen Spitzbuben ihr Handwerk nicht bald gelegt wird, dann verliere ich noch den Verstand!

(Fortsetzung folgt.)

Berliner Pädagogik.

Von C. von Bredow, Generalmajor z. D.

Erdsegen! Roseggers herrliches Wort. Wem wird es nicht gegenwärtig im Frühlingszauber. Wenn der Pflug die Scholle bricht, das junge Grün sprießt und täglich der Vögel Chor sich reicher und vielstimmiger gestaltet...

Mein Weg führte mich durch den Tann — Fürstenwaldes herrlichen Forst. Die Sonne ging zur Rüste, ein mattes Licht flammte auf. Stimmengemurmel. Nähertretend, bietet sich dem Auge ein wohltuendes und doch hier überraschendes Bild. Eine Schar Kinder von zehn bis fünfzehn Jahren, dazwischen Erwachsene, lagernd in der Heide, inmitten ein Mann, der ausdrucksvoll eine Stiftersche Erzählung vorliest. Die freie Schulgemeinde Buschgarten ist's, die hier ihre Abendsammlung hält. Ein harmonisches Bild!

Wie ich am nächsten Morgen vom hohen Balkon eines Berliner Hauses in den Hof einer Gemeindeschule blickte, überkam mich schmerzlich der Vergleich. Etwa zweihundert Kinder ergingen sich auf dem engen Hofe, der, von Mauern umgeben, kaum der Sonne und der Luft Einlaß gewährte, und der Freude, die sich im tollen Jauchzen und Spielen kundgibt, keinen Platz bot. Gefangene Vöglein im Käfig. Wie so ganz anders die frische Freiheit in der Freien Schulgemeinde!

Ja, warum legen wir denn unsere Schulen mitten in die starren Steinhaufen unserer Städte, wo weder Platz für Luft noch Luft vorhanden ist? Prof. Wagner hat vor kurzem von Berlin als der rückständigsten Stadt gesprochen. Man könnte das Wort auch hier anwenden. Bei allen wissenschaftlichen Fortschritten fehlt die Erkenntnis von der dringenden Notwendigkeit eines gesunden, freudigen Schullebens. Und es wäre doch gar nicht so schwer, wenn diese Erkenntnis vorhanden wäre, Taten aus ihr zu schaffen. Wir haben einen vorzüglich organisierten Vorortsverkehr, der von Jahr zu Jahr noch weiter ausgestaltet wird. Die Morgenzüge fahren gefüllt in die Stadt, leer zurück, und umgekehrt ist's am Spätnachmittag und Abend. Die Beförderung der Kinder nach draußen würde somit keine erheblichen Umwälzungen hervorrufen. Die Werte der städtischen Schulgebäude und Terrains würden die Kosten großer gesunder Schulanlagen da draußen übersteigen. Diese praktischen Gedanken, die bereits vor Jahresfrist in der Broschüre „Berlins pädagogische Zone" besprochen waren, führe ich hier an, damit man nicht den Vorschlag einer Verlegung der sämtlichen Schulen nach außerhalb für eine unerfüllbare Utopie ansieht. Charlottenburg hat eine Waldschule für kränkliche und erholungsbedürftige Kinder im Grunewald eingerichtet. Damit ist der Weg gezeigt. Was den Kranken billig ist, sollte auch für die Gesunden getan werden, damit sie von vornherein vor allem Siechtum bewahrt blieben! Denn Vorbeugen ist der Inbegriff aller gesundheitlichen Weisheit und auch wohl der aller volkswirtschaftlichen überhaupt.

Es mag zu denken geben, daß der Lordmayor von London bei seinem Besuche in Berlin am meisten von der Waldschule gefesselt war, und daß er sie für das Bewunderungswürdigste erklärte, was Berlin ihm gezeigt habe. Vielleicht bewirkt diese Anerkennung des englischen Gastes, daß die Idee weiter um sich greife. Vielleicht besinnt sich auch die Verwaltung darauf, daß nicht Mitleid der treibende Faktor sein darf, sondern der Selbsterhaltungstrieb des Gemeinwesens.

Das Wort Friedrichs des Großen gilt

auch heute noch: „Es empört mich, wenn ich sehe, welche Mühe darauf verwendet wird, unter unserm rauhen Himmelsstrich Ananas, Pisang und andere exotische Gewächse zu ziehen, und wie geringe Sorgfalt man sich um das menschliche Geschlecht gibt. Man möge sagen, was man will, der Mensch ist kostbarer als alle Ananas der Welt. Das ist die Pflanze, die man in Flor bringen muß, die alle unsere Mühe und Arbeit verdient, weil sie den Schmuck des Vaterlandes bildet."

Unsere Schule hat hingegen stets auf dem Standpunkt der Wissenschaftlichkeit gestanden. Die Wissenschaft wurde der Mittelpunkt, nicht der werdende Mensch. Die humanistische Bildung in allen Ehren! Sie hat uns große Männer geschaffen, die Gründlichkeit, die Wissenschaftlichkeit gefördert und uns die ehrenvolle Bezeichnung des Volkes der Denker verschafft. Nicht gegen die Wissenschaft an sich richtet sich die moderne Pädagogik, sondern gegen den Geist, der die Wissenschaft über das lebendige Menschentum setzt. Darum sind die von modernem Geiste erfüllten Schulmänner keine Philologen, sondern Erzieher. Nicht das Herbartsche Prinzip der Formung des heranreifenden Menschen nach der Normalseele eines Erwachsenen in schematischer Weise — sondern individuelle Erziehung. Nicht nur Bildung des Kopfes und des Gedächtnisses, sondern Bildung des Charakters, Formung des Willens. Daneben: gesunde Organe, kräftige Muskeln! Das sind die Leitsätze, die die Freie Schulgemeinde Wuschgarten zu den ihrigen gemacht hat. Was vorläufig der Stadt und dem Staate noch eine Unmöglichkeit erscheint, das will sie als Privat-Institution schaffen: eine Schule mit den gleichen ernsten wissenschaftlichen Zielen, aber versetzt aufs Land in die denkbar günstigste Umgebung und durchweht von dem Geiste, dem die allseitig harmonische Ausbildung eines Menschengeistes und Menschenherzens das einzig erstrebenswerte Ziel der Pädagogik ist. Die Freie Schulgemeinde stellt sich auf die Basis der Oberrealschule. Sie verbindet Schule und Haus, denn sie zieht die Eltern als die besten Kenner der Kinder in den Rahmen ihrer Bestrebungen. Die Kinder wohnen in Wuschgarten, die Lehrer teilen Arbeit und Spiel, Mahlzeiten und Ruhe mit den Zöglingen, sie werden dadurch die älteren Freunde und Kameraden und belehren auch im Spiel durch ihr Beispiel. Eine scheinbar unbegrenzte Freiheit winkt den Kindern, denn die Grenzen, die die Grundsätze der Erziehung ihnen stecken, sind ihnen ja völlig verborgen. Sie tummeln sich nach beendeter Arbeit im Garten, in Feld, Wald und Wiese, niemals unnütz, immer beschäftigt und so beschäftigt, daß unmerklich die Lust zur inneren Förderung wird. Sie lernen eben bei allem, was sie tun und sehen. So haben sie sich kürzlich einen zoologischen Garten angelegt. Welch eine Fülle von geistiger Arbeit steckt in den primitiven Käfigen für Hamster, Meerschweinchen und Kaninchen! Alles ist eigene Arbeit, selbst ausgemessen, selbst gezeichnet, entworfen, ausgeführt. Nichts Unnützes durfte bestellt werden, jedes Brett war zuvor berechnet, jedes Stückchen Drahtzaun seinem Zwecke angepaßt.

Es ist natürlich, daß in einem solchen Institute, dessen erzieherische Pflichten so weit ausgedehnt sind, der Lehrkörper weit mannigfaltiger zusammengesetzt sein muß. Neben den wissenschaftlichen Lehrern kommen Arzt, Offizier, Künstler, Handfertigkeits-Lehrer, Gärtner und Landwirt noch zur Geltung. Der Familiencharakter der Schule verlangt die Mitwirkung der Frau. Auch diese wichtige Frage ist in der Freien Schulgemeinde in glücklichster Weise gelöst. Die Nähe der Großstadt erlaubt den Eltern, die Rolle, die

ihnen die Erziehungsgrundsätze der Freien Schulgemeinde geben, auch wirklich auszufüllen. Auch der wissenschaftliche Teil der Schule, dem man besondere Aufmerksamkeit schenkt, zieht aus der Nähe Berlins seinen Gewinn. Die herrlichen Kulturschätze der Großstadt sind Lehrern und Schülern erreichbar. Nur den schädigenden Einflüssen der Großstadt sollen die Kinder entzogen sein, nicht aber soll ihnen die Heimat durch eine ängstliche Vogel Strauß-Politik entfremdet werden. Natur und Kultur sollen zusammenwirken, um Menschen heranzubilden, die später mit vollem Bewußtsein für die Besserung der heute noch ungesunden Zustände eintreten.

Die neue Idee, die erst vor kurzem in Vorträgen und Broschüren an die Oeffentlichkeit trat, hat ein allseitiges Interesse gefunden. Das Landgut Buschgarten bei Fürstenwalde wird der Sammelpunkt vieler Menschen, die es ernst meinen mit der Erziehung und Heranbildung der künftigen Menschen. Die großstädtischen Verhältnisse zwingen ja so manche Eltern, sich von den heranwachsenden Kindern zu trennen. Da gewährt das Bewußtsein, in der Freien Schulgemeinde eine Gelegenheit zu haben, die Kinder oft zu sehen, mit ihnen und den Lehrern zu leben, besonders den Müttern große Beruhigung. Auch eine eigens zu diesem Zwecke begründete Zeitschrift „Die Neue Deutsche Schule“ stellt die ununterbrochene Verbindung zwischen Schule und Haus her.

Wie harmonisch der Zusammenklang all der verschiedenen Faktoren ist, die an der neuen Idee arbeiten, zeigte sich so recht am vergangenen Sonntag, als die Freie Schulgemeinde in Buschgarten die Feier der Grundsteinlegung ihres neuen Schulbaues beging. Zahlreiche Vertreter erster wissenschaftlicher und öffentlicher Kreise Berlins waren erschienen und erfreuten sich an der Seligkeit der Kinder, als spät am Abend das „Johannisfeuer“ emporlohte. Wie hatten die Kinder Holz aus ihrem Walde dazu herbeigeschafft! Wie mühsam war die Arbeit gewesen, die Wurzelknorren kunstgerecht aufzuschichten, daß die Flammen üppig knisterten und doch nicht zu schnell verglühten. Der Kinder maßloser Jubel steckte auch die Großen an, und selbst diejenigen, die durch schwere Amtesbürden fast vergessen hatten, was Naturfreuden sind. Sie alle fanden sich zusammen in dem warmen Wunsche, daß die junge Schöpfung sich kräftig entwickeln möge zum Heile unserer Jugend und zur Gesundung unseres Volkes.

Straßenecken-Legende.

Von Arthur Holitscher.

Was bin ich? Eine Straßendirne, ein verworfenes Geschöpf, und mein Los auf Erden ist: daß die Männer all den Haß und die Wut, womit ihr Leben sie erfüllt, an mir auslassen und mir Geld geben dafür, daß ich es erdulde. Ich liebe es nicht, daß junge Knaben zu mir kommen, auch nicht die gierigen, geilen Alten, ich will mein Schicksal fühlen, so hart es mich auch geschlagen hat, dafür bin ich ein Mensch! Weiß es gut, welch ein Schimpf das ist, sagt mir's einer ins Gesicht, aber wenn ich ganz allein bin, da spreche ich's mir doch vor, du bist ein Mensch, ein Mensch, trotz allem. Ich habe es mir abgewöhnt, darüber zu weinen, wovon sollt' ich

denn leben; eine traurige Hure ist keines Geschmack. — Aber jüngst, da kam einer zu mir, der wollte mich traurig haben. Ich sollte die Lippen zusammenpressen und ihn aus halbgeschlossenen Augen ansehen, so als sei ich schläfrig. Er ist dann bei mir sitzen geblieben, auf einem Stuhl mir gegenüber, und hat mich erst lang' angesehen, bis er dann anfing, leise und mit großer Achtung zu mir zu sprechen — ich merkte gleich: der spricht nicht zu mir, sitzt nur da und denkt an eine andere, und ich soll die andere vorstellen. Darum wagte ich's auch gar nicht, mich zu rühren, nur wie er dann seinen Kopf mir in den Schoß legte, da habe ich ihm mit den Händen ganz sacht über die Haare weggestrichen — und dann hat er mich geküßt. Seine Augen waren zu, und beim Fortgehen gab er mir Geld, mehr als ich's gewohnt bin. Aber wirklich, er hat mich auf den Mund geküßt, als wär mein Mund ein Menschenmund, geschaffen, ruhige Worte zu sprechen, die aus einem freudigen Herzen und einem gebildeten Hirn hervorkommen. — Schon dreimal war er hier, und noch immer scheint er diese elende Stube nicht zu bemerken und nicht dieses elende Kleid, in dem ich ihm an der Straßenecke begegne, und das ich mir vom Leib reiße, sobald ich ganz allein bin. Neulich hab ich ein paar Worte zu ihm gesprochen, und er hat mich ganz entzückt angesehen, so daß ich glaube: auch meine Stimme muß im Klang ähnlich sein wie die Stimme der Frau, die er lieb hat — ganz stolz und glücklich bin ich darüber, denn nichts ist mir so grauenhaft, wie die Stimmen der Mädchen, die mit mir an der Ecke stehen in der Nacht. Nichts weiß ich von ihm, als daß er fein gekleidet ist und schöne, gepflegte Hände hat. Er ist nicht wie die anderen, ich kann ihm zuhören, solange ich mag, am Ende ertappe ich mich dabei, daß ich mir kein Sterbenswort von allem gemerkt habe, obzwar ich hörte, wie er von seinem Leben sprach, seiner Arbeit, seiner Mutter. Es kommen oft welche zu mir, die sprechen, sprechen, aber ihr Feind ist's, der ihnen zuhört und sich merkt, was sie ihm antun; das ist nicht so bei meinem Liebsten. Einmal hat er mich gefragt, ob ich ein Kind habe? Ich gab darauf gar keine Antwort, denn ich weiß ja, ich bin die andere, und zu der spricht er, nicht zu mir. Erst wenn er mich in den Armen hält, bin ich wieder ich, ich selbst, denn ich bin ja auch wieder eine andere, und zu der kommt er wohl auch! Aber wenn wir uns lieben, dann bin ich nicht die, dann bin ich ich selbst, so betrüge ich ihn!

Wenn ich ihn nur nicht verliere. Oft ist's mir, wenn ich ihn ansehe, als könnt's nicht lange mehr dauern, und ich wünsche mir: er käme eines Tages und hörte von den Mädchen beim Tor: die ist gestorben, heut' hat man sie weggetragen. Und jedesmal, wenn er fortgeht, sage ich mir: sieh ihn gut an, siehst ihn nicht wieder. Er spricht auch wenig mehr zu mir, sieht mich kaum an, und das letztemal, als er mich eine Weile angeschaut hatte, da hat er mich geschlagen! Er hat mir nicht weh getan und ich hab vor Lust geweint, aber er hatte sich dann, wie ein Kind, mit der Stirn gegen die Wand gestellt und geschluchzt vor Scham und Schwäche und ist dann gegangen. Ich hab mich gefürchtet vor seinem Blick — er hat mir die Hand gereicht und hat mich angeblickt, so als sähe er mich zum erstenmal, mich, darum hatte ich Angst. Denn eher möchte ich tot fortgetragen werden aus diesem Haus, als daß er nicht wiederkäme! — Und jetzt schon so lange nicht. Was mag mit ihm sein. Ich fürchte mich! Ich hatte sein Gesicht noch so gut in der Erinnerung, und nun auf einmal nicht mehr. Ich sitze nur da und starre in meinen Spiegel, traurig, mit zugepreßtem Mund und schweren Lidern — und ertappe

mich dabei, wie ich gar nicht an ihn denke, sondern an sie, an die Frau! Immer denk ich jetzt an die, mit dem zugepreßten Mund und den schläfrigen Augen, die mir so ähnlich sieht.

Ich bin in ein anderes Quartier verzogen und denke mir jetzt: er sucht mich und kann mich nicht finden. Die Männer, die mich früher gekannt haben, kommen auch nicht und das ist gut für mich. Ich habe die achthundert Kronen aus der Sparkasse geholt und meine Hurenkleider verkauft, aber ich muß im Gang und Aussehen noch etwas haben, das die Leute sich nach mir umdrehen läßt. Darüber gräme ich mich. Denn ich gehe jetzt halbe Tage lang in der Stadt herum, es treibt mich, ich weiß gar nicht, was ich suche. Ich weiß es, jetzt weiß ich's! Gestern sah ich sie. Aus meinem Spiegel hab ich sie erkannt. Sie ist aus einer Equipage gestiegen und quer vor mir übers Trottoir in ein Modegeschäft eingetreten. Sie ist hellblond wie ich, sie hat meinen Wuchs, sie hat denselben Kinderhals, sie hat den schläfrigen Blick und die zugepreßten Lippen, aber sie ist blaß, nicht bloß so aus eleganter Affektiertheit, sondern, als wollte sie in Wirklichkeit die Augen nicht auftun, um die Welt nicht zu sehen, und den Mund nicht, weil sie was zu verschweigen hat. Die! — sagte ich zu mir. Und wieder habe ich die entsetzliche Angst gespürt von damals, wie er zum letztenmal fort ist, eine entsetzliche Angst, mit einemmal. Ich bin der Frau nachgegangen, in das Geschäft, stellte mich in ihre Nähe und suchte einen Stoff aus. Die Kommis, die uns bedienten, rissen die Augen auf, sahen sich heimlich an und machten freche Gesichter, aber die Dame hat's nicht bemerkt, so etwas bemerkt nur unsereiner. Von der Kassiererin habe ich dann ihren Namen erfahren. — Ich sehe in meinem neuen Kleid ganz anständig aus, niemand würde mich für eine Prostituierte halten, eher für eine Erzieherin, bessere Kammerzofe oder so. Gestern war ich bei der Dame. Man hat mir gesagt, sie empfängt niemand. — Ich hab die Klinke in der Hand gehalten, die er gewiß so oft niedergedrückt hielt, ich war ganz schwach, ich hab mich abweisen lassen und sagte nur kleinlaut, ich wollte in ein paar Tagen wiederkommen. Ich log, ich sei Manikure und an die Dame empfohlen. — Ich will dies Handwerk lernen und probieren, ob ich mich durchschlage. Ich bin auch gleich zu unserer Manikure in der Christinengasse gegangen und habe aufgepaßt, wie sie's macht. Und morgen geh' ich wieder zu der Dame, und sollte ich die Zofe über den Haufen rennen müssen, ich werde hineinkommen und erfahren, was es mit meinem Liebsten ist! —

Ich war heute bei ihr. Was hab' ich da erlebt. Sie saß an ihrem Schreibtisch und frug mich, wer mich schickt? Aber eh' ich noch ein Wort herausbrachte, sah sie mich wie erstarrt an, so hat sie's auch gleich gemerkt, wie ähnlich ich ihr sehe. Ihre Augen sind ganz klein geworden. Ich ging ganz nahe zum Schreibtisch und suchte, ob ich ein Porträt in einem Rahmen dort finden würde, es war aber nur ein kleiner, verwelkter Veilchenstrauß da, in einer silbernen Vase. Da erinnerte ich mich, daß er mir auch ein-, zweimal Veilchen mitgebracht habe, ich hab' sie aber nicht mehr, ich hab' sie nicht aufbewahrt. — Sie frug ganz leise, was ich will? Da fing ich, weiß nicht wie, zu weinen an und nur, wie sie mich nach einer Weile, schon wie im Zorn, gefragt hat, was ich will, hab ich mich fest gemacht und sie grad auf's Gesicht zu gefragt, was mit meinem Liebsten ist? Erst hat sie mich ganz erstaunt angeblickt, aber lange konnte sie meinen Blick nicht ertragen: die Tränen schossen ihr in die Augen, aber sie schluckte nur und sah weg. Da

hab ich gewußt: er ist tot und sie ist schuld daran. Ich bin dagestanden vor ihr und keins hat gesprochen, lange Zeit. — Am Ende aber da hielt ich's nicht länger aus und fing zu sprechen an. Ich sei ein armes Mädchen, aus der Provinz, und habe meinen Liebsten kennen gelernt, als ich bei seiner Mutter Arbeit hatte. Kaum hab ich das gesagt, ist mir auch schon eingefallen: daß ich mir ja dann bei seiner Mutter hätte Rats holen können. Ich wurde ganz verlegen, sie aber stand auf und zeigte nach der Türe: Sie gehen von hier! Sie gehen augenblicklich! Aber ich habe mich nicht gerührt, stand da und sah sie an. Im Spiegel bei der Tür erblickte ich mein Gesicht: ich dachte, es blicke voll Verachtung, aber es war mein Straßeneckengesicht, das mir entgegenblickte. Sie war ins andere Zimmer gegangen und hatte sich hinter der Portiere versteckt. Ihre Zofe kam, doch mich anzurühren traute sich die nicht. Ich bin dagestanden und hab' gesprochen. Hast du schon keinen, der dich aus Liebe anhört, wenn du deine Not klagst, so redest du's dir vom Herzen vor einem, auf den du den größten Haß hast in dieser Welt! Ich sagte alles her, wie er zu mir gekommen war, daß ich erst sie vorgestellt habe und daß er mich auf den Mund geküßt hat, aber daß er mich auch auf den Mund geküßt hat nachher, wie er mir von ihr erzählt hat und von ihrem Kind, von ihrem Kind auch! Ich habe es ein paarmal gesagt: daß er mir von ihr erzählt hat und von ihrem Kind, obzwar ich nur eine Straßendirne bin, eine Straßendirne. — Sie hat den feinen Vorhang in Stücke gerissen, in lange Fetzen, die herunterhingen, und hinter denen ich ihre Augen sah. Ich war ganz von Atem und mußte mich setzen, so stark pochte mein Herz. Als es dann ruhiger wurde, hörte ich, wie sie immer ein paar Worte vor sich hinmurmelte .... von einem reinen Andenken, das jetzt beschmutzt war, das reine Andenken, beschmutzt .... Nun, wenn du reiche, gebildete Frau nichts weiter aus dir heraus findest, als diese Worte, sagte ich mir, dann hasse ich dich nicht, dann hasse ich dich nicht. Ich fürchtete mich, aufzustehen, denn da würde sie doch sicher schreien: Kommen Sie mir nicht in die Nähe! und die Hände an ihr Kleid pressen, wie in einem Theaterstück. Wo ich sie doch gar nicht berühren will, nicht im Guten und nicht im Bösen. Ich bin ganz verlegen geworden, für sie, nicht für mich, und auch nicht wegen einer Lüge, wie zuvor, sondern aus Wahrhaftigkeit, denn ich hab' zum erstenmal, seit ich denke, Mitleid gespürt mit einem Menschen, der nicht ich war. „Ich gehe," hab' ich gesagt, „ich möchte Sie nicht beflecken mit meinem Hauch, denn ich bin ja eine, die jeder für Geld kaufen kann, und an die wohl keiner in seiner Todesstunde denkt, nicht einmal meine Eltern haben's getan. Und doch: wenn die guten Stunden gezählt werden, die einer auf Erden gehabt hat, und die schlimmen, und es wird dann gefragt, wer hat sie dir geschenkt, die guten, wer hat sie dir angetan, die bösen —" Ich hab' nicht gewußt, wie ich den Satz zu Ende sprechen soll, ich hab meinen Schirm genommen und bin rasch hinaus, und im Vorzimmer ist das Kind gestanden, ein blasses kleines Mädel in einem Spitzenkleidchen. Aber wie ich auf der Straße war, bin ich mir gar nicht mehr wie ein Auswurf vorgekommen. Ich habe sogar die Blicke ausgehalten, und an die Manikure dachte ich nicht mehr, dachte nicht mehr daran. — —

Das alles ist weit. Ein Jahr zurück? Viele? Heute war ich wieder im Modengeschäft, und wie ich aus meinem Wagen steige, hält vor mir einer, und die Dame steigt aus, die von dazumal, und tritt vor mir ins Geschäft ein. Ich hätte sie kaum wieder erkannt, sie

hat sich sehr verändert, so dürr, mit solchem Kinderhals, als war sie eingegangen, kleiner geworden — sie sieht mir gar nicht mehr ähnlich. — Mich hat derselbe Kommis bedient wie damals. Die Leute schauen mich nicht mehr frech an, ich habe mich herausgemacht in der Zeit. Ich ließ mir den teuern Chinastoff vorlegen, aus dem Schaufenster, er paßt sehr gut zu meinem Teint und zu meiner Gestalt und zu meinem Haar.

Rundschau

Rund um Marienburg.

In der alten Stadt der Deutschmeister ist unlängst eine kleine Bank mit 300 000 Mark Kapital zusammengebrochen. Die Depositen und Guthaben sind verloren, bedeutende Depots sind verschwunden, der Konkurs ist eröffnet und der leitende Direktor verhaftet. Also ein regelrechter Normal-Bankbruch; mit Bedauern muß man es konstatieren. Denn leider stellt es sich trotz unseres strengen Depotgesetzes noch immer in der Mehrzahl der Fälle heraus, daß das anvertraute Gut der Depotgläubiger angegriffen ist. Der Zusammenbruch hat trotzdem ein Aufsehen erregt, als ob es sich um einen ganz exceptionellen Fall handelte. Die begleitenden Umstände waren freilich besonders tragische: Die Betroffenen in der Hauptsache kleine Leute, Beamten, Lehrer, Witwen, Pensionäre. Daneben Stiftungen — das Gemeingut der Armen — Verbandskassen und sonstiges Kollektiv-Eigentum. Und das alles untergegangen in den Spekulationen eines Einzigen, dem die Bevölkerung eines ganzen Kreises blind vertraute, weil er mit der Breitbeinigkeit des reichen Mannes dastand, hohe Steuern zahlte und ganz und gar dem Fetisch entsprach, den der „Bankdirektor" für viele Leute darstellt. Man brachte ihm in barem Gelde nach und nach das achtzehnfache dessen, was die Bank an Kapital und Reserven auswies. Dieses Mißverhältnis zwischen Depositen und Garantie-Kapital hat die Oeffentlichkeit in erster Reihe beschäftigt. Und die Verwendung, welche die fremden Gelder gefunden haben — zweifelhafte Effekten, schlechte Wechsel und Darlehen ohne Unterlage —, erinnert daran, daß wir das oft geforderte Depositenbankgesetz noch immer nicht haben. Auch der Sarkasmus kommt zu seinem Recht: Gerade zur selben Zeit, um die in Marienburg und anderwärts Banken zusammenbrechen und Millionen an Depositengeldern in Verlust kommen, konstatieren Handelskammern, Reichsbank-Direktorium und kaufmännische Verbände, daß das deutsche Volk sein Geld noch viel zu wenig zu den Banken trägt, und daß es planmäßig an den Depositen- und Scheckverkehr gewöhnt werden muß. Nach der Meinung der Sachverständigen spielt der Privatmann in Deutschland zum Schaden der Volkswirtschaft noch viel zu sehr seinen eigenen Kassierer. Und die Bauern an der Nogat verdienen harten Tadel dafür, daß sie ihr Geld im Sparstrumpf aufbewahrt und nicht bei der Marienburger Privatbank auf Depositenkonto eingezahlt haben.

Aber der Bankbruch regt vor allem zu Gedanken über das Aufsichtsratswesen an. Fünf angesehene und erfahrene Männer haben im Aufsichtsrat der Marienburger Privatbank gesessen, haben die Bilanzen geprüft, die Bestände kontrolliert und die Geschäftsführung überwacht. Wo haben sie ihre Augen gehabt, daß sie neunzehn Jahre lang Dividenden auszahlen ließen, die nicht verdient waren, die Richtigkeit von Depots attestierten, die nicht vorhanden waren? Der in Haft genommene Direktor hat nämlich eingestanden, daß seine Veruntreuungen bis in das Jahr 1888 zurückreichen. Das Gesetz fordert, daß bei Verlust des halben Aktienkapitals eine Generalversammlung einberufen wird, und macht den Aufsichtsrat für die Unterlassung haftbar. Schon ein Verlust von 150 000 Mark hätte also für die Verwaltung verhängnisvoll werden müssen. Statt dessen sind mehr als 4 Millionen dem ahnungslosen Aufsichtsrat unter den Händen verschwunden. So etwas ist natürlich nicht ohne grobe Pflichtverletzung möglich. Man hat sich eben in den Quartals- und Bilanz-Sitzungen mit einem Vortrage des Direktors begnügt, hat im besten Falle das ziffermäßige Uebereinstimmen der Bilanz mit den Büchern der Bank konstatiert und sich versiegelte Päckchen zeigen lassen, die angeblich Effekten oder Banknoten enthielten. Eine materielle Prüfung unterblieb. Weshalb? Nun aus dem Grunde, aus dem sie so oft unterbleibt: Das Oeffnen der verschlossenen Päckchen und das selbständige Kontrollieren der einzelnen Bilanzposten hätte vom Direktor als Mißtrauen aufgefaßt werden können. Und ein richtiger Aufsichtsrat hält den von ihm selbst bestellten Geschäftsleiter für einen solchen Ehrenmann, daß er lieber selbst schuldig wird, als daß er jenen der gesetzlichen Kontrolle unterwürfe. Das haben

die Aufsichtsräte der Marienburger Privatbank jetzt aller Wahrscheinlichkeit nach mit ihrem Vermögen zu büßen, denn der Konkursverwalter muß namens der Bank Klage gegen sie erheben, und ihr Verschulden liegt ziemlich klar zutage. Den Gläubigern der Bank gewährt das aber nur einen schwachen Trost, denn die Haftpflicht der Aufsichtsratsmitglieder endet auch da, wo ihre Schuld erwiesen ist, mit ihrem Vermögen, und das reicht im vorliegenden Falle kaum aus, um einige Prozent des Schadens zu decken.

Man hat sich in den letzten Jahren viel mit der Frage beschäftigt, ob die Haftpflicht des Aufsichtsrats im Gesetzestext nicht klarer ausgesprochen und zugunsten der Aktionäre und Gläubiger erweitert werden muß. Heute haftet der Aufsichtsrat nur für solchen Schaden, den er böswillig oder grob fahrlässig verursacht, und er haftet überdies nicht dem einzelnen Aktionär oder Gläubiger, sondern lediglich der Gesellschaft. Schon ein Aufsichtsratsmitglied auf Schadensersatz zu verklagen, ist in den meisten Fällen unmöglich. Der geschädigte Aktionär oder Gläubiger würde sich zunächst der Mitwirkung von 10% der Aktien versichern müssen; denn nur eine solche Minorität ist gesetzlich ermächtigt, eine Aktiengesellschaft zum Vorgehen gegen ihre Verwaltung zu veranlassen. Er darf die Aktien aber nicht etwa kaufen; denn die klagende Minderheit muß nachweisen, daß sie mindestens seit sechs Monaten im Besitze der Aktien ist. Er ist also auf den guten Willen zahlreicher Aktionäre angewiesen. Und wenn diese auch erfahrungsgemäß für eine Polemik in Wort und Schrift leicht zu haben sind, in einem Prozeß gegen die Verwaltung lassen sie sich fast niemals ein. Aus guten Gründen. Sie würden ihre Aktien für die ganze Dauer des Rechtsstreits gerichtlich deponieren müssen, sich also ihres Verfügungsrechts begeben. Sie hätten ferner die Prozeßkosten zu tragen und endlich Schadenersatz zu leisten, falls der Gerichtshof den Eindruck gewinnen sollte, daß sie den Prozeß „böslich“ angestrengt haben. Aber dem setzt sich kein Aktionär so leicht aus. Aber selbst wenn es zur Klage kommt, ist der Ausgang des Prozesses noch sehr zweifelhaft. Der Aufsichtsrat soll allerdings die Geschäfte mit der „Sorgfalt des ordentlichen Kaufmanns“ kontrollieren. Aber das ist ein sehr dehnbarer Begriff. Und selbst wenn der Richter zu der Ueberzeugung kommt, daß die Sorgfalt verletzt worden ist, wird er doch in neun Fällen unter zehn den allein in Frage kommenden § 823 BGB. nicht heranziehen, sondern es als unerwiesen ansehen, daß die Verletzung der kaufmännischen Sorgfalt und nur diese Verletzung den entstandenen Schaden verursacht hat. Denn eine andere Entscheidung hätte — da es sich fast immer um Millionen-Verluste handelt — den Ruin des verklagten Aufsichtsrats-Mitglieds zur Folge; und der Richter ist Mensch genug, um sein Urteil unter dem Eindruck zu sprechen, daß eine solche Strafe ganz außer Verhältnis zum Vergehen stehen würde. Auf Basis der gegenwärtig geltenden Gesetze ist gegen einen Aufsichtsrat, dem nur Saumseligkeit, aber nicht Böswilligkeit vorzuwerfen ist, herzlich wenig zu machen. Gegen eine Verschärfung der Gesetze hat sich aber der letzte Juristentag ziemlich deutlich ausgesprochen, indem er ein dringliches Bedürfnis zu einer Aenderung der bestehenden Rechtsvorschriften verneinte. Die Behauptung des Referenten, Reichsgerichtsrat Düringer, daß ohnehin bald kein angesehener Mann mehr eine verantwortliche Stelle übernehmen werde, fand die lebhafte Zustimmung des Auditoriums.

Wo ist nun das Recht? Fälle wie der Marienburger Bankbruch sollten diese Frage in den Brennpunkt der öffentlichen Erörterung rücken. Die augenblickliche Situation ist kurz folgende: Das Gesetz knüpft die Verfolgung eines lässigen Aufsichtsrates an Voraussetzungen, die selten erfüllbar sind. Werden sie einmal erfüllt, so wird die Schuld des Aufsichtsrates moralisch vielleicht bejaht, juristisch hingegen verneint. Bisher ist sie wenigstens noch nie in solchem Umfange bejaht worden, daß der beklagte Aufsichtsrat den durch sein Mitverschulden herbeigeführten Verlust voll hätte decken müssen. Eine Verschärfung des bestehenden Rechts ist nicht denkbar, denn der Aufsichtsrat würde sofort zu einem Kollegium mittelloser Strohmänner werden und Aehnlichkeit mit den verantwortlichen Redakteuren einzelner politischen Zeitungen bekommen. Wie es heute ist, kann es aber keinesfalls bleiben, denn der gegenwärtige Zustand bedroht geradezu die öffentliche Sicherheit im Aktienwesen. Man hat bereits den Vorschlag gemacht, das ganze Institut des Aufsichtsrates abzuschaffen und es wieder bei dem Verwaltungsrat bewenden zu lassen, der bis 1870 die Geschäfte der Aktiengesellschaften führte und regelmäßig aus ihren Großaktionären bestand. Ein solcher Verwaltungsrat bietet weitgehende Garantien, weil er mit seinem eigenen Vermögen für jede Verfehlung des Vorstandes büßen muß und daher schon im eigenen Interesse strengste Kontrolle übt. Diesem Vorschlag verwandt ist ein anderer, der den Aufsichtsrat beibehalten, ihn indes zwingen möchte, große Kautionen zu stellen, wodurch ebenfalls eine materielle Solidarität zwischen dem Interesse der Aufsichtsräte und dem der Aktionäre und Gläubiger entstehen würde. Beide Wege scheinen indes praktisch nicht gangbar, was eigentlich sehr zu bedauern ist; denn sie würden mit einem Schlage dem Unfug ein Ende machen, daß dreißig Aufsichtsratsstellen und mehr sich in einer Hand vereinigen. Hier gibt es meines

Erachtens nur ein radikales Mittel: Bestallung gerichtlicher Revisoren. Für jede Gesellschaft würde es deren zwei bedürfen: eines Bücherrevisors und eines Branche-Sachverständigen, beide vom Amtsgericht zu bestellen und in Eid zu nehmen. Und zwar hätten diese Funktionäre jährlich zu wechseln. Wenn es auch dringend zu wünschen ist, daß solche unabhängigen Kontroll-Organe (ähnlich wie in England, nur gründlicher als dort) bei allen Aktiengesellschaften obligatorisch wären, so ist ihre Bestallung doch vor allen Dingen da vonnöten, wo die Sparkapitalien der Bevölkerung in Frage kommen. Hoffentlich geht man im Reichsamt des Innern bald an die Arbeit und entwirft entsprechende Vorschriften, die um so dringlicher sind, als die Propaganda für den Scheck und das mit ihm verbundene Depositen-Konto neue Kapitalien zu den Kredit-Instituten treibt. Und der Bankkrach in Marienburg hat dem Faß wahrlich den Boden ausgeschlagen!

Alfred Lansburgh.

Zum „Salome-Zauber".

Ein kleiner Nachtrag.

In Nummer 2 sagt Herr Dr. Fritz Volbach-Mainz, die Bibel berichte nur wenige Worte über Salome. Was Johannes ihr zuleide getan habe, daß sie seinen Tod will, ob er ihre Liebe verschmäht und sie in Haß verwandelt habe, darüber schweige die Schrift. „Vergebens warten wir auf Antwort." —

Im katholischen Mainz sind Bibeln wohl rar, daher benachrichtige ich Herrn Volbach aus meiner Bibel erstlich, daß die Evangelien überhaupt den Namen der Tochter der Herodias nicht nennen,*) ferner aber, daß die Tochter der Herodias — wie der Evangelist Matthäus erzählt, — als sie vor Herodes zu dessen Wohlgefallen getanzt hatte, nicht aus eigenem Antrieb das Haupt Johannis des Täufers forderte, sondern „weil sie zuvor von ihrer Mutter war zugerichtet worden", diese Bitte zu tun. Und so brachte sie auch das Haupt ihrer Mutter. Diese selbst war die Feindin des Johannes, der gegen ihre Ehe mit Herodes geeifert hatte. Das Mägdlein, das vor Herodes tanzte, wird wohl auch kein Tugendspiegel gewesen sein und dürfte sich schwerlich beklagen, daß die Dichter es für Freiwild halten, das man mit phantastischen Pfeilen erlegt. Aber den Kopf des Johannes hat „Salome" nur im Auftrage ihrer Mutter erlanzt.

Bern. J. V. Widmann.

Pariser Brief.

Die Humoristen.

Ehe die Pariser Paris verlassen, um ans Meer, in die Kasinos, den Wald, auf die Schlösser zu ziehen, besuchen sie noch schnell die beiden Ausstellungen, von denen man jetzt spricht: die Humoristen- und die Chardin-Fragonard-Ausstellung. Herr Juven, der Redakteur des „Rire", hat seine Ausstellung ruhig im Palais de Glace untergebracht, neben dem Grand Palais, das die beiden Salons der Malerei und Skulptur beherbergt, und freut sich wie jemand, der einer Jahrhunderte alten Gewohnheit eine neue gegenübergestellt hat. Nächstes Jahr wird er eben dort mit einem größeren Heer von Humoristen seine Ausstellung wieder eröffnen.

Und wie recht hat er damit! Eine Ausstellung der besten Zeichnungen des Jahres, von Spottbildern und Satiren, darf wohl eine Rolle in unseren Gewohnheiten spielen. Denn mit Recht kann man sagen, daß es in den anderen Salons wenig zu lachen gibt; außer Jean Veber, der mit seiner Manier die Kunst Jérôme Boschs, Teuniers, Cornélis Tooffts und Daumiers fortsetzt, geben die anderen Künstler nur ziemlich unfreiwillig Gelegenheit zum Lachen. Außer Jean Veber noch einige Blätter Willette, und das ist alles für den Geist, den Humor, die Ironie, wenigstens beinah' alles.

Der ganzen Skulptur beider Salons fehlt's an Temperament und Leichtigkeit; diesen Skulpturen, die uns nichts zu erzählen wissen, stehen wir ohne innere Erregung gegenüber. Ein Brunnen, der Lafontaines Fabel von den „Fröschen, die einen König wollen", in geistreicher Weise illustriert, macht eine Ausnahme.

Dagegen verläßt die Bildhauerei im Salon der Humoristen den steifen Marmor und formt aus Holz die niedlichen Skulpturen, die Caran d'Ache bescheiden „Spielzeug" nennt; Napoleons, Grenadiere, Reiter. Da sieht man eine schöne Büste des Schauspielers Brasseur, der von unsern Boulevardkünstlern die Rolle einer alten Dame am besten zu spielen versteht, von Capiello; Tragöden und Schauspielerinnen und Yvette Guilberts. In diesem Salon sind es nicht nur

*) Der Name Salome erscheint zuerst in den „Jüdischen Altertümern" des Josephus Flavius, wo sich auch eine sehr interessante Stammtafel des vortrefflichen Fürstengeschlechtes derer „von Herodes" findet. Der Herausgeber des musik. Teils.

Bildhauer, die Skulpturen ausgestellt haben, auch dramatische Autoren sind dabei. Beispiel: Sacha Guitry, der mit beißendem Spott seine Freunde, seine Feinde, seine Darsteller, seinen Vater in Holz geschnitzt hat; und auch die Kritiker, die seine Theaterstücke beurteilen.

Der eigentümliche Reiz dieser Ausstellung der Humoristen ist, daß die Boulevardiers das Vergnügen haben, immer auf ihrem Boulevard zu sein; sie sehen hier nämlich die wichtigsten Passanten recht boshaft karikiert (und so sehen die Pariser sie immer), von Léandre, Sem und andern weniger berühmten Künstlern, aber immer sehr amüsant. Den Ausländern hat die Ausstellung eine kleine Ecke eingeräumt; hier kann man die phantasievollen Zeichnungen Th. Th. Heines und Bruno Pauls bewundern. Von unseren Künstlern beschäftigen sich nur wenige mit der Karikatur der Reise und Wanderung — eine Ausnahme macht Robide — sie alle aber führen uns in die Zukunft, in die Bahnhöfe der lenkbaren Luftschiffe. Die Reise mit Dampfkraft stellt nur der ausgezeichnete Huart dar. Er hat aus New York ein amüsantes Buch mitgebracht, das er geschrieben und illustriert hat. Er hat besondere Winkel gefunden, beispielsweise eine Diogeneskolonie am Ufer des Hudson, nicht weit von den Palästen der Milliardäre, in der man ohne Sorgen, ohne Bedürfnisse und ohne zu arbeiten lebt. Weniger glücklich ist sein „Berlin“ und bietet keinerlei Ueberraschungen, aber Straßen, Plätze und Prachtbauten sind sehr flott gezeichnet.

Paris, Juli 07. Gustave Kahn.

Der Grand Prix 1907.

Von Direktor Gustav Freund, Berlin.

Viele erbitterte Preßfehden und Proteste der Clubs der einzelnen Länder hatten zu Anfang des Jahres das Zustandekommen dieses Rennens fraglich erscheinen lassen, und dennoch ist es dem Automobil Club de France trotz dieser Widrigkeiten gelungen, das Rennen um den Grand Prix am vergangenen Dienstag zum Austrag zu bringen. Dem Club gebührt unzweifelhaft für die musterhafte Organisation des Rennens, bei dem selbst die kleinsten Vorbereitungen nicht übersehen waren, vollste Anerkennung.

Das Rennen um den Grand Prix sollte ein ausgesprochenes Geschwindigkeitsrennen sein, und keinerlei Vorschriften sollten die Konstrukteure in der Wahl der Stärke, des Gewichts und der Form ihrer Rennfahrzeuge irgendwie beschränken. Es konnten daher alle Wagentypen ohne Unterschied zugelassen werden, sofern sie nur mit Explosions-Motoren betrieben waren.

Nur eine einzige Bedingung war zu erfüllen, und zwar zum ersten Male bei einem derartigen Rennen, daß der Brennstoffverbrauch eine bestimmte Grenze nicht überschreiten durfte, und war diese mit 30 Liter per 100 km zurückgelegten Weges bemessen.

Nimmt man den Preis des Liters Benzin mit 32 Pfg. an, so hat der über 100 Pferdestärken besitzende Rennwagen noch nicht einmal für 10 Pfennige Betriebsstoff pro Kilometer verbraucht.

17 verschiedene Fabriken mit zusammen 38 Fahrzeugen hatten zum Rennen gemeldet, und nur ein Fahrzeug fehlte beim Start. Interessant ist hierbei festzustellen, daß die meisten der beteiligten Fabriken Cardan-Antrieb für ihre Wagen gewählt hatten, wie folgende Zusammenstellung zeigt:

Bayard	3 Cardanwagen	Porthos	1 Cardanwagen
Darracq	3 „	Brasier	3 Kettenwagen
Motobloc	3 Kettenwagen	Marchand	1 „
Corré	1 „	Aquila	1 „
Panhard	3 „	Mercedes	3 „
Renault	3 „	Christie	Vorderrad-Antrieb
Dietrich	3 „	Fiat	3 Kettenwagen
Germain	3 „	Gobron	1 „
Weigel	2 „		

zusammen 20 Cardanwagen, 17 Kettenwagen, 1 Wagen mit direktem Antrieb.

Die Kettenwagen verteilen sich auf 7 Fabriken, die Cardanwagen auf 9 Fabriken, und außerdem nahm ein Wagen mit Vorderrad-Antrieb teil.

Die Rennstrecke war glücklich gewählt, leicht von Paris und London erreichbar, in reizvoller Gegend, abwechselnd bergig und wieder Tiefland, längs der Küste des Aermelkanals, an und für sich schon ein beliebter Ausflugspunkt für Touristen.

Die Länge der Strecke betrug 78 km, die zehnmal durchfahren werden mußte. Die Ueberwachung der Rennstrecke war mustergültig. 4000 Mann Infanterie, 400 Mann Kavallerie, 300 Gendarmen zu Fuß und 400 zu Pferd teilten sich in diese Aufgabe. Diesen sorgfältigen Vorbereitungen ist es wohl zuzuschreiben, daß bei dem Rennen keinerlei schwerere Unfälle zu beklagen waren.

Am Dienstag, den 2. Juli, um 6 Uhr morgens, begann der Start: in Zwischenräumen von je 1 Minute wurden die Rennkolosse abgefertigt, so daß nach 37 Minuten der letzte Wagen abgefahren war.

Der von dem Sieger Nazzaro gesteuerte siegreiche Fiat-Wagen besaß einen vierzylindrigen Motor mit paarweise zusammengegossenen Zylindern. Die Kraftübertragung erfolgte durch Kettenantrieb, die Zylinderkühlung mittels Bienenkorbkühlers unter Verwendung einer Zirkulationspumpe. Die Durchschnittsgeschwindigkeit, die dieser Wagen beim Rennen erreichte, betrug ca. 114 km pro Stunde.

Der zweite Sieger, Sziß auf Renault, hatte einen Renault-Wagen mit Cardan-Antrieb und erreichte annähernd dieselbe Geschwindigkeit. Die vier Zylinder seines Wagens waren paarweise zusammengegossen, und erfolgte die Wasserkühlung durch den bekannten, hinter dem Motor stehenden Renault-Kühler nach dem Thermosyphonsystem, also ohne Pumpe.

Bisher zweifelte man daran, daß der Cardanwagen imstande sei, gleiche Leistungen wie der Kettenwagen zu ergeben. Wie bekannt, wird beim Kettenwagen die Kraft des Motors mittels Ketten auf die Hinterräder übertragen, während beim Cardanwagen die Uebertragung mittels einer in der Mitte des Wagens gelagerten Welle geschieht.

Es war von besonderem Interesse, daß auch bei dem diesjährigen Rennen Cardanwagen und Kettenwagen fast gleichzeitig als Erste das Ziel erreichten.

Die Wichtigkeit derartiger großer Rennen für unsere gesamte Technik wird leider noch vielfach unterschätzt. Die Rennen dienen nicht etwa der Reklame, wie so vielfach von gegnerischer Seite vorgebracht wird; der Zweck derselben ist vielmehr die Erprobung neuester Konstruktionen und Materialien.

Aus den Resultaten der Rennen zieht aber nicht nur die Automobil-Industrie allein ihren Nutzen, sondern auch andere Industrien der modernen Technik lernen die Fortschritte des jungen Sprossen der Maschinentechnik würdigen und machen sich viele derselben zu eigen.

Jeder Eisenbahntechniker muß mit Neid auf die erzielten Geschwindigkeiten der Automobile blicken und den Wunsch hegen, daß es dem Eisenbahnwesen gelingen möge, seine Fahrzeuge mit ähnlicher Geschwindigkeit im regelmäßigen Betriebe auf den Schienen fortzubewegen, wie es den Automobilen bereits auf der Landstraße gelungen ist.

„Morgen“ *)

Hochgeehrte Redaktion. Sie haben mich freundlich zur Mitarbeit an Ihrer Zeitschrift aufgefordert. Besten Dank dafür! Lassen Sie mich, als ersten Beitrag, Ihnen und Ihrem Leserkreise einige Gedanken vorlegen, die der Name Ihrer Zeitschrift in mir auslöst.

Ein verheißungsvolles Wort: Morgen! Es verheißt: Licht, Helle, Aufklärung und damit den Fortschritt, das Hineinschreiten in einen neuen Zeitabschnitt, in einen neuen, besseren, schöneren Tag. Der Morgen ist nicht der Tag, er bahnt ihn an, bereitet ihn vor.

*) Wir veröffentlichen diesen Brief erst heute, damit er nicht etwa als Programmartikel des „Morgen“ gedeutet werde.
Die Redaktion.

Das ist wohl auch Ihre Absicht. Wer könnte von sich behaupten wollen, der Menschheit, der Kultur den vollen Tag zu bringen? Nicht bloß „unser Wissen ist Stückwerk", wie das ewig wahre Wort der Schrift lautet; „Stückwerk" ist auch unsere Kunst, unsere Literatur. Nur Steine, bald größere, bald kleinere, sind es, die die Träger von Wissenschaft, Kunst und Literatur seit Jahrtausenden aufeinander gehäuft haben und weiter häufen werden, um den Kulturdom der Menschheit zu bauen. Niemals wird er vollendet dastehen. Immer wird Neues gefunden, Neues gedacht, Neues ausgesprochen werden. Ewig währt das Forschen, das Bauen.

Ein ewiger Morgen steht am Kulturhimmel der Menschheit.

So ist es nun einmal; und Vollendung ist eben nur ein Traum, und nicht einmal ein schöner.

Denn der geistige Fortschritt darf nicht aufhören. Mit seinem Aufhören träte die Stagnation, der Rückschritt ein. Stets wird die Menschheit in den Morgen hineinschreiten, niemals den Tag und noch weniger den Abend erleben. Geht sie einmal, nach Jahrbillionen, in kosmischen Revolutionen unter, samt dem Erdball, auf dem sie lebt, dann sind auch diese Flammen des Unterganges Morgengluten.

Aber auch der Morgen hat seine Schatten; Wolken verdunkeln ihn, hemmen das sieghafte Emporleuchten seines jungen Lichtes. Und der geistige Morgen zählt der finsteren Gegner noch weit mehr als der physische. Ich nenne Ihnen einen, der an Größe und Macht, an Intensität seiner Verdunkelungskraft alle andern überragt.

Was ist es, worauf unser Morgen, unser Fortschritt wesentlich ruht? Die Geistesfreiheit, das freie Forschen. Und eine Weltmacht stemmt sich, seit reichlich einem Jahrtausend, dieser Freiheit entgegen; eine Weltmacht, der hunderte von Millionen in allen Kulturländern der Erde willig Gefolgschaft leisten. Es ist der Ultramontanismus, das heißt jenes Antikultursystem, das unter dem Deckmantel von Religion und unter ihrem Mißbrauch seine Riesenklammern um den Menschengeist und seine Betätigung auf allen Gebieten zu legen bemüht ist.

Tausende dieser Klammern könnte ich Ihnen nennen und die tötenden Einschnitte zeigen, die sie in die Kulturentwicklung der Menschheit gemacht haben. Nur auf drei weise ich heute hin, die in ihrer umfassenden Mächtigkeit alle anderen einschließen.

1. Im Syllabus, dem zu folgen — wohlgemerkt — die ganze ultramontane Welt im Gewissen streng verpflichtet ist, hat das Papsttum den für immer gültigen Satz ausgesprochen: „Der römische Papst kann sich nicht mit dem Fortschritte, dem Liberalismus und der modernen Zivilisation versöhnen und vergleichen" (Satz 80).

2. Das vatikanische Konzil verkündet mit „unfehlbarer Wahrheit": „So jemand sagt, die menschlichen Wissenschaften dürften sich so frei entwickeln, daß deren Sätze, auch wenn sie der geoffenbarten Lehre widerstreiten, als wahr dürften festgehalten und von der Kirche nicht könnten geächtet werden, der sei im Banne."

3. Der Index. Seit Jahrhunderten bis zur Stunde überwacht die Indexkongregation in Rom die gesamte Literatur und Wissenschaft und ächtet von Erzeugnissen des menschlichen Geistes, was immer sie will.

Nur einige Namen solcher seien angeführt, deren Werke Rom zu den „Toten" geworfen und ihre Lesung den Katholiken verboten hat: Abälard, Balzac, Casanova, Lukas Cranach, Moritz Carriera, Flaubert, Feydau, A. Dumas (Vater und Sohn), Baco von Verulam, d'Alembert, Bluntschli, Bunsen, Cantù, Cartesius, Cervantes, Copernikus, Daumer, Diderot, Erasmus, Döllinger, Fenelon, de la Fontaine, Fogazzaro, George Sand, Madame de Greville (mit ihrem von der Pariser Akademie preisgekrönten Roman „Dosia"), Kant, Lessing, Lenau, Heinrich Heine, Friedrich der Große, V. Hugo, Galilei, Gregorovius, Hinschius, Hobbes, John Stuart Mill, David Hume, Kepler, de la Mettrie, de la Menais, Leibniz, Mantegazza, John Lowe, Macchiavelli, Manzoni, Ada Negri, Mignet, Milton, Peter Baryle, Hyppolite Taine, Molière, Mosheim, Montesquieu, Pascal, Rousseau, Schell, Loisy, Houtin, Laberthonniere, Pufendorf, Ranke, Spinoza, David Strauß, Voltaire, E. Zeller (der Berliner Philosoph), Zola.

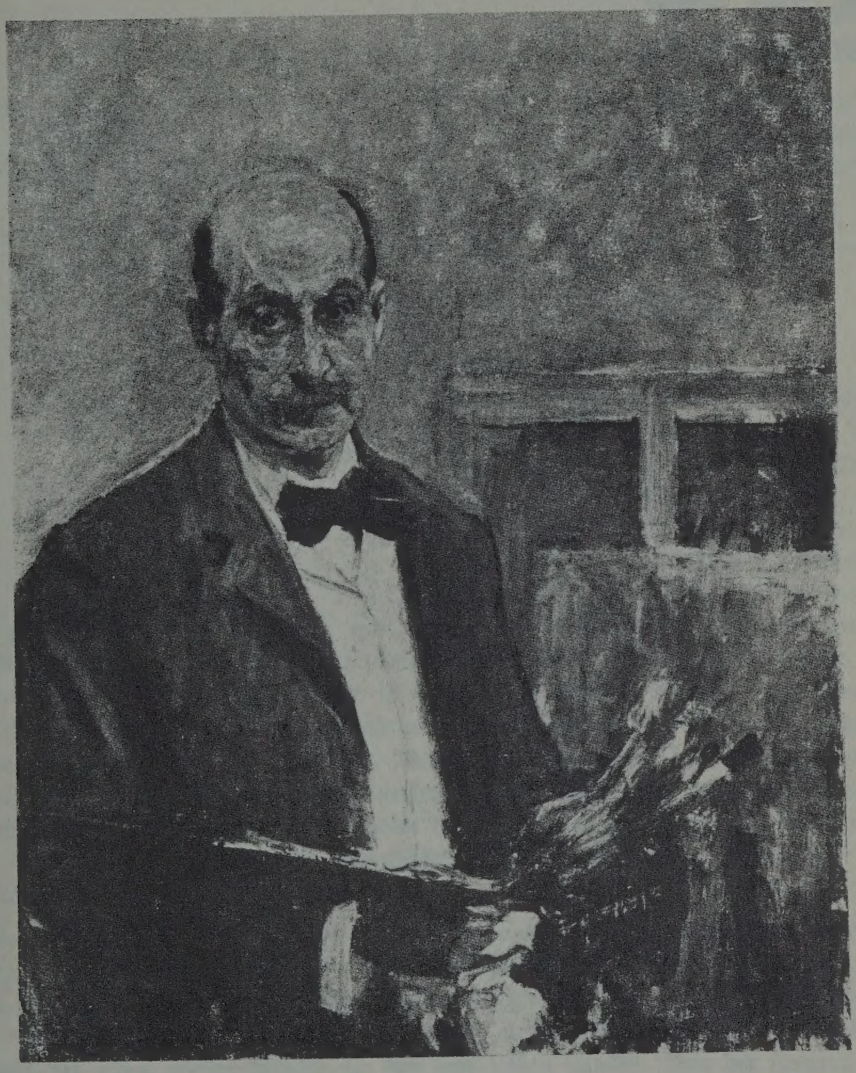
Welch eindringliche Sprache redet das trockene Namensverzeichnis! Leichensteine auf dem Kulturwege des Ultramontanismus!

Sehen Sie, in diese Finsternis muß auch Ihr „Morgen" leuchten. Aufklärung müssen Sie verbreiten über die größte Kulturgefahr aller Zeiten. Die Unwissenheit über die Gefahr ist groß, auch in Kreisen der Gebildeten.

Gern will ich Ihnen bei dieser Aufklärungsarbeit helfen. Fürchten Sie oder Ihre Leser nicht, daß ich konfessionellen Streit entfache. Ich hasse ihn. Nicht um Religion handelt es sich, sondern um Kultur. Der Kampf für die Kultur, der echte Kulturkampf ist unsere Pflicht.

Schwingen Sie Ihre Aufklärungsfackel, damit ihr erleuchtender Schein auch zu jenen dringe, die sitzen in der Nacht der Finsternis; damit er scharf und grell die dunkeln Züge jener Riesenmacht beleuchte, die wie keine andere den Fortschritt hemmt, und die vielfach leider auch am Staate noch ihren Bundesgenossen hat.

In diesem Sinne

April 1907. Ihr Kampfgenosse
Graf von Hoensbroech.

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Artur Landsberger, Berlin W. 9, Lennéstraße 3; für Oesterreich-Ungarn: Robert Festl, Wien I. — Verlag Marquardt & Co., Wilmersdorf-Berlin W. 50, Eislebenerstraße 14. — Expedition für Oesterreich-Ungarn bei Rafael & Wltzek, Wien I, Graben 28. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 35, Steglitzerstraße 11.